

Das Bollwerk

Zeitschrift für die Pommersche Heimat

Aus dem Inhalt:

DER GROSSE POMMER NETTELBECK

*
Veit Stoß — der Deutsche

*
So baute Stettin
im 18. Jahrhundert

*
Der geheimnisvolle Rufer

*
Pommern in aller Welt

*
Blick in den Osten
Kulturleben in Pommern
u. v. a. m.

Preis 60 Pf.

STETTIN
OKTOBER 1938

Nettelbeck

Photo: Schlieben, Kolberg



*Erholt, Urlaub und
Rhein genießen zusammen*

Preiswerte **Gesellschaftsreisen** mit Auto und Bahn nach **Bingen**
(Durchführung Reisebüro Dr. Carl Degener)

jeden Sonnabend ab Berlin, Wochenreise . . . ab 69,— RM.

Abmannshausen (Rb. Carl Degener)

Wochenreise, sonnabends ab Berlin ab 72,— RM.

Rüdesheim, Autoreise ab u. bis Berlin 90,50 RM.

Nach Bacharach mit dem MER.

Wochenreise, jeden Sonnabend ab Berlin . . . ab 75,— RM.

Ferien an der Mosel mit Standquartier Bernkastel (MER.)

jeden Sonnabend ab Berlin 80,— RM.

Ferien am Rhein und an der Mosel mit dem MER.

eine Woche Standquartier Bacharach
eine Woche Standquartier Bernkastel, ab Berlin,
Gesamtpreis für 16 Tage 119,— RM.

Bahnreise nach Niederlahnstein—Stolzenfels

8 volle Tage, ab und bis Berlin 75,— RM.

Nach Bad Ems

ab und bis Berlin, Wochenreise ab 79,— RM.

Prospekte und Anmeldungen:

*Reisebüro der
Pommerschen Zeitung Berlin*

Breite Straße 51
Fernruf Nr. 258 91



Vertretung
der Hamburg-Amerika Linie
Vertretung des Mitteleuropäischen
Reisebüros (MER 2a)



Schnell lesen!

Nicht immer haben Sie soviel Zeit, um in Ruhe und Beschaulichkeit Ihre Zeitung zu lesen, denn Ihre Freizeit ist durch Arbeit begrenzt, und da heißt es „schnell lesen“ und das Wichtigste aus dem Geschehen des Tages herausfinden.

An solchen arbeitsreichen Tagen merken Sie erst, wie übersichtlich und gut geordnet der Inhalt der „Pommerschen Zeitung“ ist. Ereignisse, die Sie nicht übersehen dürfen, sind besonders herausgestellt und durch Schlagzeilen kenntlich gemacht. Dadurch entgeht Ihnen nichts — ein Blick genügt und Sie sind „im Bilde“.

Überzeugen Sie sich doch einmal selbst von der aktuellen „Pommerschen Zeitung“. Wir liefern sie Ihnen 6 Tage kostenfrei. Ein Anruf unter 258 91 genügt schon oder aber Sie geben Ihre Anschrift in einer unserer Annahmestellen in der Stadt auf. Die Zustellung erfolgt dann am nächsten Morgen.

Es lohnt sich bestimmt, täglich die lebendige, übersichtliche und reichbebilderte

Pommersche Zeitung

zu lesen! Sie ist die Zeitung mit dem weltumspannenden Nachrichtendienst.



Im Hilfswerk „Mutter und Kind“ nimmt die NSD. mit 4111 Ersthilfsgärten der Bauernschaft die Sorge um ihre Kinder ab.



HILFSWERK

MUTTER und Kind

Das Bollwerk

MONATSZEITSCHRIFT FÜR NATIONALSOZIALISTISCHES GEISTESLEBEN IN POMMERN

9. Jahrgang

Stettin, Oktober 1938

Heft 10

Der große Pommer Nettelbeck

Zu seinem 200. Geburtstag am 20. September 1938

VON PAUL ECKHARDT

Die Zeit Nettelbecks, die eine der schmachvollsten und härtesten Epochen darstellt, lenkt den Blick immer wieder zurück auf die ruhmreichen Taten und Schöpfungen Friedrichs des Großen und seines verdienstvollen Vaters. Wer als ein Wissender durch die äußeren Tatsachen des Geschehens hindurchschaut, wird mit großer Sorge die Frage aufwerfen: „Wie konnte das kraftvolle Preußen, das ganz Europa in Schach gehalten und nach blutigsten Kriegen besiegt hatte, bereits 20 Jahre nach dem Tode Friedrichs vollkommen zusammenbrechen?“ Welch gewaltiger Gegensatz zwischen 1786 und 1806 - zwischen Potsdam und Jena-Auerstädt, danach der Korse in Tilsit seine maßlosen Forderungen diktierte! - Können zwei Jahrzehnte in der Geschichte eines Volkes so viel morsch werden lassen, was zwei große Preußenkönige aufgebaut haben?

Man hat darauf eine nichtsagende und sehr einfache Antwort gegeben: das ehemals ruhmreiche Preußen sei „auf den Lorbeeren Friedrichs des Großen eingeschlafen“. In Wahrheit aber kann bei dem Volk von einem Einschlafen nicht gesprochen werden - allerdings war die maßgebliche Führerschaft des Staates eingeschlummert. Wir haben nämlich Beispiele, wie gerade das Volk mancherlei Gefahren erkennt und seine Führungsstellen darauf aufmerksam macht. Was aber entgegnet man dem Volk: „Nur keine Aufregung! - Ruhe ist die erste Bürgerpflicht!“ Wir wissen auch von Kolberg, wie der große Bürger dieser Stadt - Nettelbeck - um die Sicherung seiner Heimatstadt besorgt ist; wie schreibt er an den Magistrat der Stadt, daß Anstalten getroffen werden sollen, um die Einquartierung der Soldaten sicherzustellen.

Seine weise Voraussicht beweist dieser revolutionäre Bürger auch, als er dem Gouvernement Kolberg vorschlägt, Vorräte für die zu erwartende Belagerung bereitzustellen.

Der Obrist von Loucadou aber weiß nur eine Antwort auf die Initiative Nettelbecks als dem Vertreter der Kolberger Bürgerschaft: „Die Bürgerschaft! und immer wieder die Bürgerschaft!“ Es ist unschwer einzusehen, daß die vorwärtsdrängende, gläubige revolutionäre Gesinnung auf Seiten der gesunden Bürgerschaft, auf Seiten des Volkes zu finden war; die Reaktion stand im Lager der Führung.

Friedrich Wilhelm II., der Nachfolger des Großen Friedrich, war weder würdig, noch dazu imstande, in die Fußstapfen seines Vorgängers zu treten. Ein Staatsmann hat die Pflicht, die Gunst des Augenblickes rücksichtslos für sein Volk auszunützen. Der preußische Staat hätte sich dem korbischen Eroberer mit gewaltiger Kampfeskraft entgegenwerfen können, wenn freie Bauern und Siedler sowie verantwortungsbewußte Bürger den Fahnen des Heeres gefolgt wären. Wo ein tüchtiges und noch dazu williges Volk dauernd mit Unfreiheit bestraft und mit Anmündigkeit belastet wird, muß das Interesse für eine gemeinsame Sache schwinden und ein Kampf gegen einen äußeren Angreifer schwach und lahm geführt werden.

Hier aber wird uns die tatsächliche Schwäche des damaligen Staates offenbar: gutregierte Untertanen - aber ein Volk ohne Mitbestimmung und Mitverantwortung für das eigene Schicksal! So war es nur eine naturnotwendige Folge der bestehenden Verhältnisse und der fal-

schon Behandlung sowie Erziehung des Volkes, daß die Fanfaren der französischen Revolution den preußischen Staatsbau erschütterten. Revolutionsheere siegten über einen reaktionären Staat.

Was aber noch heute jeden aufrechten Deutschen bedrückt, ist die würdelose Haltung der staatlichen und militärischen Befehlsstellen Preußens. Ohne Schwertstreich fiel das bedeutungsvolle Erfurt mit 10 000 Mann; Spandau öffnete die Tore; am 14. Oktober 1806 fand die Schlacht bei Jena und Auerstädt statt, schon am 27. Oktober zog Napoleon in Berlin ein. Einem französischen Reiterkorps ergab sich der ziemlich starke Rest des preußischen Heeres bei Prenzlau; die stärkste Festung Preußens, Magdeburg, ergibt sich mit 24 000 Mann und 600 Kanonen einem weitaus unterlegenen Feind. Die Reihe solcher „Heldentaten“ kann beliebig verlängert werden. Aber die heldenhafte Verteidigung Kolberg aber rümpft man die Nase und fällt ein schändliches Urteil über die tapferen Verteidiger: unsinnig wäre doch die überspitzte Reizung Napoleons - außerdem sei die Stadt Kolberg durchaus kein strategisch bedeutsamer Punkt - jeglicher Widerstand riefte doch nur unnötiges Blutvergießen hervor. Ähnlich wie die feigen Redensarten 1919! Ob die Verteidigung einer Stadt und Festung vom rein militärisch-strategischen Standpunkt aus Vorteile bringt oder nicht, spielt hier im Schicksalskampf eines Volkes nicht die geringste Rolle; wesentlich aber ist, daß solche Vorbilder der Treue und Tapferkeit Hunderttausende innerlich gestärkt haben in Zeiten des Unglücks. In Kolberg und in Graudenz wurde die preußische Ehre und damit die Kraft des deutschen Menschen leibhaftig und sichtbar!

Wie ein leuchtender Stern in dunkler Nacht leuchtet die Stadt Kolberg und ihr großer Nettelbeck in jener Zeit durch das Dunkel des schweren Schicksals. Nettelbeck ist ein rechter Norddeutscher von altem Schrot und Korn. Sein Geschlecht stammt aus der Priegnitz, wo noch heute ein Rittergut mit Namen Nettelbeck zu finden ist. Am 20. September 1738 wurde er als Sohn des Brauers und Branntweinbrenners Johann David Nettelbeck und der Catharina Sophia Greiffen in Kolberg geboren, von deren Vater er das Wikingerblut geerbt hat. Er schreibt in seiner Selbstbiographie darüber:

„. . . sobald ich habe lallen können, stand auch mein Sinn darauf, Schiffer zu werden. Mein Hang dazu trieb mich so gewaltig, daß ich aus jedem Holzspan, aus jedem Stückchen Baumrinde, das mir in die Hände fiel, kleine Schiffchen schnitzelte, sie mit Segeln von Federn oder Papier ausrüstete und damit auf Rinnsteinen und Teichen oder auf der Pefante hantierte.“

Wenn der Bruder seines Vaters mit dem Schiff im Hafen lag, hatte er nirgends Ruhe, sondern sprang bei den Seeleuten herum. Er ist daneben auch ein großer Garten- und Naturfreund gewesen, pflanzte und veredelte Obstbäume in dem kleinen Garten, den ihm der Großvater geschenkt hatte. Nettelbeck erlebt, wie Friedrich der Große den Bürgern seiner Heimatstadt „in vorsorgender Güte“ einen gewaltigen Frachtwagen der damals noch völlig unbekanntem Kartoffeln schenkte. Genau erinnert er sich in seiner Lebensbeschreibung an die „stürmische Bewegung“, in die die Kolberger Bürgerschaft geriet, und daran, wie man sie verabscheute: „Die Dinger riechen nicht und schmecken nicht - und nicht einmal die Hunde mögen sie fressen. Was ist uns damit geholfen?“

Mit 8 Jahren bereits studiert Nettelbeck die „Anweisung zur Steuermannskunst“, läßt sich, vom Feuereifer und von der Liebe zu dieser Sache gepackt, von einem Kolberger Seemann weiter in die Regeln dieser Kunst einführen. Nachts, im Winter bei eisiger Kälte, wenn die Eltern glaubten, er stecke in den warmen Federn, schleicht er sich heimlich auf das Festungswerk, mißt mit seinen Instrumenten die Entfernung der ihm bekannten Sterne vom Zenith oder Horizont und berechnet danach die Polhöhe. Durchfroren kommt er oft erst morgens heim - und schwere Prügel vom Vater belohnen die Kühnheiten. Da das Klettern zum rechten Seemann gehört, war es auch nicht weiter verwunderlich, daß der kleine Nettelbeck eines Tages mit anderen Jungen den Turm der Kirche und schließlich auch das Kirchendach selbst besteigt, so daß Hun-

derte von Leuten ängstlich gaffend die Waghalsigkeiten bewundern . . .

Bei Erreichung des 14. Lebensjahres geht er zur See, durchfährt die Ostsee, besteigt ein Schiff, das nach der holländischen Kolonie Surinam bestimmt ist, wird, als der Steuermann über Bord fällt und ertrinkt, Unterstewermann. In Sturm und Strandung, als Retter in Feuersbrunst wächst hier ein stahlharter Mann heran, schlägt sich auf Sklavenschiffen im Ozean herum. Später richtet er in seiner Heimatstadt eine Navigationschule, aus der viele tüchtige Kapitäne und Steuermänner hervorgegangen sind. Nach mancherlei weiteren Fahrten und Meutereiabenteuern kommt er 1806 nach Kolberg zurück. Über die unglückliche Zeit berichtet er selbst:

„Mir als feurigen Patrioten, der die alten Zeiten von unseres großen Friedrich Taten noch im Kopfe hatte, blutete gleich so vielen das Herz bei der Nachricht von dem entsetzlichen Tage von Jena und Auerstädt und seinen nächsten Folgen.“

Ich hätte kein Preusse und abtrünnig von König und Vaterland sein müssen, wenn mir's jetzt, wo alle Unglückswellen über sie zusammenschlugen, nicht so zu Sinne gewesen wäre, als müßte ich eben jetzt auch Gut und Blut und die letzte Kraft meines Lebens für sie aufbieten. Nicht mit Reden und Schreiben, aber mit der Tat, dachte ich, sei hier zu helfen; - jeder auf seinem Posten, ohne sich erst lange, feig und klug, vor- und rückwärts umzusehen! Alle für einen, und einer für alle - darauf war mein Sinn gestellt; und es hätte ja keine Ehre und Treue mehr unter meinen Landsleuten sein müssen, meinte ich, wenn nicht Tausende mir gleich gefühlt hätten, ohne es ebensowenig als ich in lauten, prahlenden Worten unter die Leute zu bringen.“

Alle strecken die Waffen. Jeder denkt nur an sich und läuft nach Hause. „Tausendmal lieber sterben“, schreibt Gneisenau an Frau von Trübschler, „als dies wieder erleben. Aber, aber, unsere Generale und Gouverneure. Das wird wunderbare Zeilen in der Geschichte geben . . .“

Im Kampf um Kolberg, das die Franzosen mit Ubergabe belagern, zeigt sich erst recht die Besonnenheit und Weitsicht, die Treue und unbedingt revolutionäre Gesinnung Nettelbecks. Kolbergs Bürgertum ist stolz, tapfer - dreimal haben es die Russen mit großer Macht im Siebenjährigen Krieg belagert. Nicht denkt man daran, sich den Franzosen zu ergeben! Der Kommandant aber, ein Obrist von Loucadou, will die Stadt den Franzosen übergeben. Nettelbeck nennt ihn einen „abgestumpften Mann“, der einmal im bayerischen Erbfolgekriege ein Blockhaus mutig gegen die Oesterreicher verteidigt hatte und nun zu „dem Rufe gekommen

war, ein besonders tüchtiger Offizier zu sein“. Mit seinen Ubergabeabsichten setzt er sich jedoch nicht durch. Dragonerleutnant von Schill sowie mehrere Offiziere und die gesamte Bürgerschaft unter Führung von Nettelbeck widersetzen sich ihm. Der schon fast 70jährige Nettelbeck wendet sich im Namen der Kolberger an den König in Memel und fordert einen neuen Kommandanten, der entschlossen ist, die Stadt um jeden Preis bis zum letzten Blutstropfen zu halten. Nettelbeck hat Erfolg: Major von Gneisenau erhält vom König den Befehl, die Stadt zu verteidigen. Am 29. April 1807 trifft er in Kolberg ein.

Von jetzt an sind beide: der revolutionäre Bürger und der tapfere preußische Offizier, unermülich in dem gemeinsamen Abwehrkampf. Gneisenau hält bei seinem Dienstantritt eine Rede, die „so eindrucksvoll und rührend war, wie wenn ein guter Vater mit seinen lieben Kindern spräche. Alles ward auch dergestalt erschüttert, daß die alten härtigen Krieger wie die Kinder weinten und mit schluchzender Stimme ausriefen: sie wollten mit ihm für König und Vaterland leben und sterben!“ Gneisenau führt die Truppen bei der Verteidigung - Nettelbeck hat sein großes Verdienst als getreuer und opferbereiter Verbindungsmann zwischen Kommandanten und Bürgerschaft - Nettelbeck hilft bei den Schanzarbeiten und geleitet die englischen Proviant- und Munitionsschiffe sicher in den Hafen. Als beispielsweise am 19. Mai die englische Brigg mit drei weiteren englischen Schiffen bei stürmischem Wetter vor Kolberg kreuzt und kein Lotse sich findet, bei der großen Gefahr die Leitung der Schiffe zu übernehmen, ruft Nettelbeck „mit Feuer“ aus: „Möglich oder nicht! Es muß versucht werden! Allein, ich sehe auch nicht einmal, daß das Ding so gar halsbrechend wäre. Ich will selbst hinfahren!“ Bald fassen mehrere Seemänner Mut und fahren zu den Engländern. Nettelbeck führt, selbst am Steuer, die englischen Fahrzeuge mit Geschenken der englischen Regierung in den Hafen Kolbergs. Am 15. und 24. Mai 1807 schreibt Gneisenau dem König von Preußen:

„Es sind hier zwei verdienstvolle Bürger, der ein, namens Nettelbeck, ist Bürgerrepräsentant. Wegen seiner Einsichten, Treue und Diensteifer habe ich ihm die Obhut über das ganze Inundationswesen übergeben, da Eigennutz selbigem das Wasser abstahl. Obgleich schon über 70 Jahre alt, hat er bei Feuersbrünsten den gefährlichsten Posten, und bei Gefechten sitzt er zu Pferde und ermuntert die Soldaten.“

Der Bürgerrepräsentant Nettelbeck war ebenfalls gegenwärtig (bei dem Gefecht am

17.) und erstattete mir den ersten Bericht. Seine Tätigkeit ist unbegrenzt, unerachtet seines Greisenalters, und ich brauche ihn zu allem. Ich sende ihn den ankommenden Schiffen entgegen, um selbige zu rekonozieren. Ich lasse durch ihn Lebensmittel für die Truppen hinaus schaffen. Er muß mir die Uberschwemmung bewachen, und wo ich technischer Dinge unkundig bin, muß er mir Rat erteilen, der immer mit Sachkenntnis gegeben wird. In allen Winkeln und Böden lasse ich durch ihn leicht feuerfangende Dinge aufspüren und solche entfernen. Kurz, er ist einer der ersten unserer Staatsbürger und verdient einen huldreichen Blick von Ew. Majestät."

Die Verteidigungsmethode war die: Angriff ist die beste Verteidigung. Den Franzosen wird durch vorgebaute Verteidigungswerke das Gelände genommen, so daß sie überhaupt schwer an die Festung selbst herankommen. Die Wolfsbergschanze wird von den Franzosen genommen, die mit 1000 Mann 150 Preußen gegenüberstehen. Die Preußen wehren sich

wie die Löwen. 10 Minuten später nimmt Gneisenau den Franzosen die Schanze wieder mit einem Grenadierbataillon ab. Im Juni allerdings - nach 25 Tagen der Verteidigung - geht die Schanze endgültig in den Besitz des Feindes über. Als Anerkennung aber für die außergewöhnliche Tapferkeit bei der Verteidigung der primitiven Schanze erhalten die pommerischen Soldaten freien Abzug - selbst mit allen Geschützen!

Nach einer furchtbaren Beschießung der Stadt tritt am 2. Juli der Waffenstillstand in Kraft, auf den bald danach der Friede zu Tilsit folgt. Kolberg ist ungebugt und unbefiegt aus dem Kampf hervorgegangen - dank des unerhörten Einsatzes der beiden Führer Nettelbeck und Gneisenau sowie der Soldaten und Bürgerschaft von Kolberg.

Nettelbeck ist getreu den Worten seines Vaters gefolgt, die er ihm zur Zeit der Belagerung Kolbergs durch die Russen schrieb: „Du mußt Dich jetzt darauf be-

sinnen, Joachim, wo Dein Platz ist. Nicht in der weiten Welt, sondern da, wo Du zuerst das Sonnenlicht gesehen und wo sich Deine Mutter über Deine Wiege gebeugt hat. Solltest Du aber anders denken, so bist Du mein Sohn nicht mehr." Als im Dezember 1809 der König und die Königin in Stargard weilte, hat Nettelbeck eine persönliche Aussprache mit dem König, worüber der große Pommer natürlich sehr erfreut war.

Im Jahre 1814 verheiratet er sich nochmals mit 76 Jahren. Aus dieser Ehe ging eine Tochter hervor, bei der der König Pate stand und die den Namen der Königin, Luise, trug.

Gneisenau faßt sein Urteil über Nettelbeck in der Königsberger Zeitung (Jahrgang 1807) wie folgt zusammen:

„Es ist wohlthuend in einer Zeit, wo Kleinmut die Herzen beschleicht, das Bild eines Mannes aufstellen zu können, der im alten deutschen Sinne und Mut Millionen seiner Zeitgenossen voransteht. Deutsche, spie-



Kampf um Kolberg 1807. Gemälde von F. Grotemeier

Aufn.: Schlieben, Kolberg

gelt euch daran! Kettelbeck ist 70 Jahre alt und hat schon in der denkwürdigen Belagerung des Siebenjährigen Krieges seine Vaterstadt Kolberg verteidigt. In der jetzigen Belagerung derselben tut er daselbe als Greis, was er damals als Jüngling tat. Er ist allgegenwärtig. Zündet der Feind durch seine Haubitzengranaten ein Haus an, so steht er mit der Spritze des Schlauches hoch oben auf der gefährlichsten Stelle. Er geht nicht von dannen, bis das Feuer darnieder ist. Greift der Feind ein Außenwerk an oder die Verschanzungen, so sitzt er zu Pferde, reitet kühn wie ein Jüngling, ermuntert im heftigsten Feuer die Truppen, holt Munition herbei und ist ebenso bei dem Festungskommandanten, um ihm Bericht über das Gefecht abzustatten. Ist das Gefecht vorüber, so schafft er Lebensmittel für die ermatteten Truppen hinaus. Zeigt sich ein Schiff, worauf man Zufuhr von Kriegs- oder Mundbedürfnissen erwartet, so ist er der erste an Bord und der erste zurück, um Kunde davon zu bringen. Auf den Böden und in den Häu-

fern der Bürger hält er Revision, um alles leicht Endzündliche dort wegzuschaffen. Der Kommandant hat ihm die Obhut über die Überschwemmung übertragen, und wehe dem, der aus Eigennutz oder üblem Willen das Wasser um eine Linie vermindern wollte! Wo an den vielfachen Schleusen etwas Wasser durchsickert, wird er es gewahr. Keine Maus dürfte die Dämme durchlöchern, und er würde es sofort wittern. Überall zeigt er Einsicht, Mut und Patriotismus. Dies alles tut er umsonst, und Kettelbeck ist nicht reich. Es ist ein Wunder, und man muß staunen, woher er bei seiner ununterbrochenen Tätigkeit, bei seinem hohen Alter die Kräfte hernimmt. Nur eines könnte ihn darniederwerfen: Wenn der Kommandant die Festung übergäbe! Dies Unglück würde er nicht überleben. Aber mein guter Alter! Dies Herzeleid tut dir der Kommandant nicht an. Er wird dir die Freude machen, sich mit seiner braven Garnison, vor der der Feind bereits eine heilige Scheu hat, als Männer zu wehren. Lebe deswegen noch lange, deinen Zeit-

genossen ein Beispiel des Mutes und der Tätigkeit.

Spiegelt euch daran, ihr Deutschen!"

Kettelbeck erlebt noch in voller körperlicher und geistiger Frische den Befreiungskampf. Er sagt selbst dazu: „Frankreichs Übermacht lag am Boden . . . Mein altes Herz schlug mir jugendlich freudig bei jeder neuen Großtat, welche die preussischen Waffen verrichtete; ich sah mit heimlichem Stolz den Staat auf dem Wege, eine immer glänzendere und ehrenvollere Stelle unter den europäischen Mächten einzunehmen.“

Fast 86jährig, ist Kettelbeck am 29. Januar 1824 zur großen Armee abgerufen worden.

1806 war ebenso wie 1919 nicht Ende gewesen, wohl der Zusammenbruch einer alten Welt - zugleich aber auch der gewaltige Ausbruch zu neuer Herrlichkeit des deutschen Volkes.

Bildschnitzer Veit Stoß, der Deutsche

VON WERNER DITTSCHLAG

1938 — ein Veit-Stoß-Jahr?

Nach den Angaben des Nürnberger Schreib- und Rechenmeisters Johann Neudörfer in seinen „Nachrichten von Künstlern und Werkleuten“ aus dem Jahre 1547 ist der berühmte Bildschnitzmeister Veit Stoß 1438 geboren. Demnach also könnten wir mit Recht den 500. Geburtstag des größten deutschen Spätgotikers in diesem Jahr feiern. Allerdings hat die Wissenschaft die Aberlieferung des Nürnberger Schreibmeisters Neudörfer mit gutem Grund angezweifelt und darauf hingewiesen, daß, wenn Veit Stoß tatsächlich 1438 geboren wäre, er noch mit „78 Jahren seinen letzten Sohn Martin erhalten, mit 85 Jahren den Bamberger Altar und mit 88 Jahren eine große Reise, von Nürnberg nach Breslau, unternommen haben müßte“ (Dinklage). Daß diese Tatsachen eine große Unwahrscheinlichkeit für sich haben, ist unschwer zu begreifen. So ist man heute im allgemeinen der Ansicht, das Geburtsjahr nach allen Gegebenheiten und Zusammenhängen auf 1447 festlegen zu können.

Wenn 1938 nun auch als ein Veit-Stoß-Jahr im besonderen und als Zeit der 500. Wiederkehr seines Geburtstages nicht angesprochen werden kann, so ist es dennoch an der Zeit, gebührend auf den Meister Stoß als einen der größten Künstler des deutschen Mittelalters aufmerksam zu machen und ihn dem Herzen unseres Volkes näher zu bringen. Daher gebührt auch der Stadt Breslau ungeteilte Anerkennung für die unübertrefflich-vorbildliche Veit-Stoß-Ausstellung, die in den bedeutenden Rahmen des großen volksdeutschen Turnfestes hineingestellt wor-

den ist. Ein glücklicher Zeitpunkt für die Ausstellung in Breslau, das die Hauptstadt eines ostdeutschen Grenzgebietes ist; eine glückliche Gelegenheit für den großen Meister, der sein schönstes Werk auf einem vorgeschobenen Kulturposten des Deutschtums im Osten, in Krakau, geschaffen und damit ein unwiderlegbares Zeugnis deutscher Schöpferkraft abgelegt hat.

Mensch und Heimat

Der Mensch des Mittelalters, fest in die angeborene Gemeinschaft, in den Stand eingefügt, tritt im allgemeinen als Einzelpersonlichkeit wenig in Erscheinung; Künstler und andere bedeutende Männer treten oft bescheiden hinter ihrem Werk zurück, so daß es für gewöhnlich schwieriger Forschungsarbeit bedarf, um etwas Genaueres und Besonderes aus dem Leben dieser mittelalterlichen Menschen zu erfahren. Ähnlich liegen die Verhältnisse auch bei dem Meister Veit Stoß. Wenn schon, wie bereits ausgeführt, über sein Geburtsjahr Unklarheiten und Meinungsverschiedenheiten bestehen, so kann über seinen Geburtsort ebenfalls nichts mit unbedingter Sicherheit ausgesagt werden. Dinklage (Die urkundlichen Beweise für das Deutschtum des Veit Stoß im „Münchener Jahrbuch der bildenden Kunst“, Band 10 der neuen Folge 1933 — siehe auch: K. Dinklage, Veit Stoß, ein deutscher Meister, in „Der Frankenbund“, Jahrgang 1933, Seite 42 flg.) konnte in seiner diesbezüglichen Forschungsarbeit Süddeutschland als Heimat des Namens Stoß feststellen; aus Quellen des 14. bis 16. Jahrhunderts ergab sich, daß Träger des Namens

Stoß vor allem ansässig waren in Ravensburg, Nürnberg, Schweinfurt, Frankfurt am Main, Dinkelsbühl, Hall in Tirol, Füssen, Memmingen und anderen Orten im Süden des Reiches. Die neuesten Forschungen Adolf Jägers (Veit Stoß und sein Geschlecht im Sammelwerk „Neue Veit-Stoß-Forschungen“, Verlag Hirzel, Leipzig 1938), die mit Dinklages Ergebnissen durchaus übereinstimmen, haben die engere Heimat des Veit Stoß ziemlich einwandfrei lokalisiert, indem Jäger den Sippenzweig feststellen konnte, aus dem der Künstler hervorgegangen ist; und zwar handelt es sich um eine seit 1379 in Ravensburg einheimische Familie Stoß, deren bekanntestes Mitglied wohl der „Handelsherr Ulrich Stoß der Ältere“ war. Dieser Ulrich Stoß vertrat derzeit die weltberühmte Ravensburger Handelsgesellschaft Ital und Jos Humpitz in Breslau, somit den Weg der Stoß schon frühzeitig nach Ostenweisend.

Der Vater des Künstlers war sehr wahrscheinlich der 1452 verstorbene Dinkelsbühler Fritz Stoß, dessen Familie, wie nachgewiesen werden konnte, mit der genannten Ravensburger Linie in verwandtschaftlichen Beziehungen gestanden hat. Nach dem Tode des Vaters ernährte die Mutter des Meisters im harten Existenzkampf als Wirkerin die Familie, dazu erwarb die Witwe im Jahre 1454 das Nürnberger Bürgerrecht. Damit steht aber einwandfrei fest, daß der Bildschnitzer Veit Stoß sein Nürnberger Bürgerrecht von den Eltern ererbte und nicht, wie behauptet worden ist, als ein Zugereister selbst erworben hat. Diese Tatsache wird ebenfalls durch die Nürnberger Bürgerbücher bestätigt, die

seit dem Jahre 1429 ausnahmslos erhalten sind. Jeder Neubürger wurde in das Bürgerbuch eingetragen. Da nun der Name des Künstlers darin nie verzeichnet wurde, ist die Annahme sicherlich berechtigt, daß Veit Stofz kein „Zugezogener“ war, sondern das Bürgerrecht von Hause aus besaß.

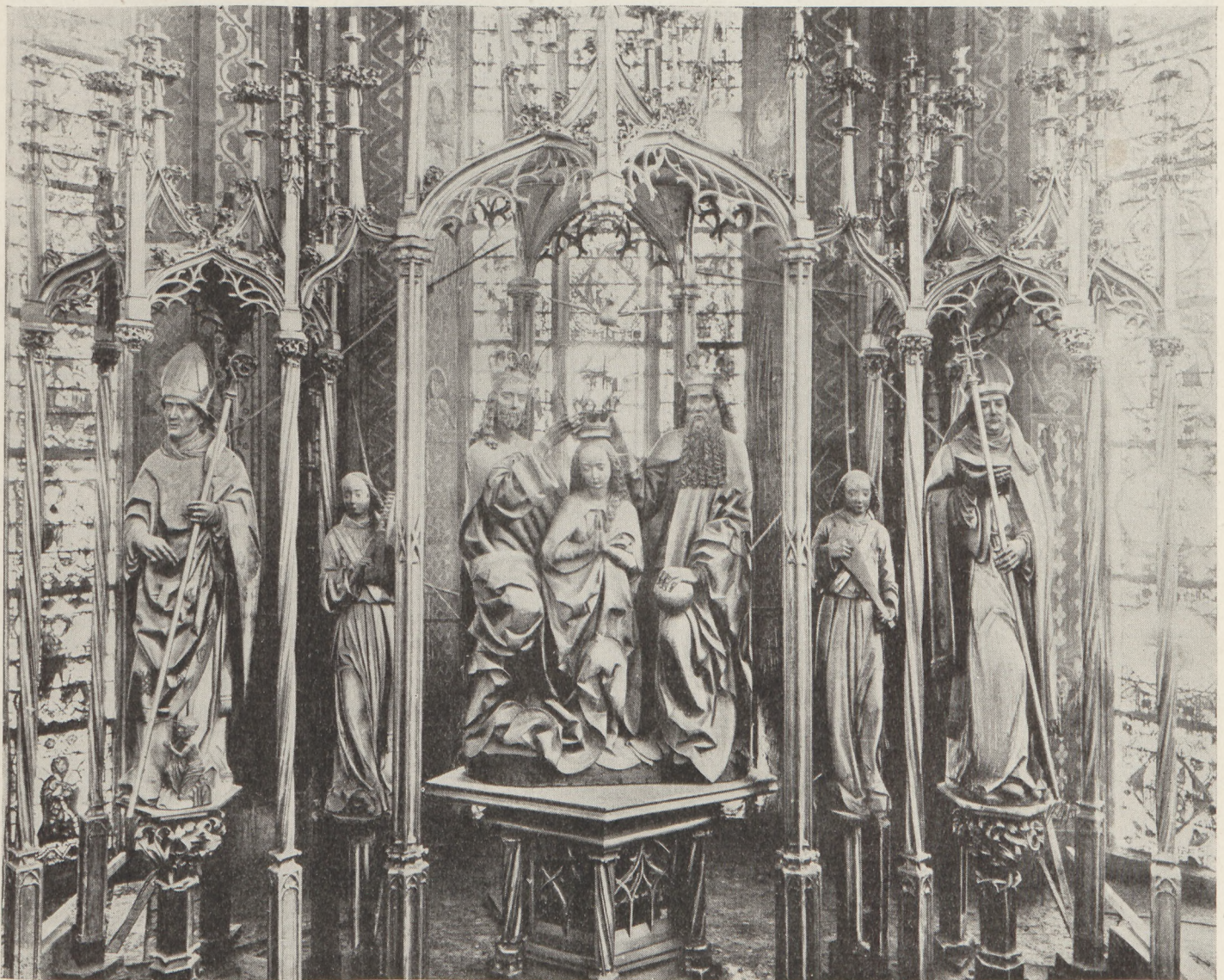
Aber die Jugend- und Ausbildungsjahre künden weder Berichte noch Urkunden. Wie und wo er den Weg eines Künstlers beschritten, wissen wir nicht. „Aber die höchste Wahrscheinlichkeit besitzt doch die Annahme, daß er mit dem Meister, der 1478 den Nördlinger Georgs-Altar schuf und den man — ohne eigentlich zwingende Beweise, ja, fast gegen sie — mit dem eine Zeitlang in Nürnberg lebenden Simon Lainberger identifiziert hat, in Berührung gekommen sein dürfte, natürlich schon in Jahren, die vor dem Nördlinger Altar liegen . . . Alle Möglichkeiten zusammengekommen, ergibt sich die Möglichkeit einer Schulung am Oberrhein und in Nürnberg bei Kräften, die mit den Errungenschaf-

ten der oberrheinischen Kunst vertraut waren, d. h. mit einem neuen Realismus der Oberflächenbehandlung und mit seinem Gegenspiel, einer kühn unterschneidenden, komplizierteste Formenbewegungen bewältigenden Gewanddurchbildung . . .“ (Die Großen Deutschen, herausgegeben von W. Andreas und Wilhelm von Scholz, Propyläen-Verlag, Berlin 1935, Bd. I, Seite 338—339).

Die Herkunft sowie die verwandtschaftlichen Beziehungen zu der Ravensburger Stofz-Linie klären das noch vielfach umstrittene Problem, warum gerade der zu jener Zeit noch völlig unbekannt Veit Stofz den großen Auftrag erhielt, für die Krakauer Marienkirche den Altar zu schaffen, der den hohen, weltumspannenden Ruhm des Meisters begründen und ihn in die Reihen der Ewigen unseres Volkes erheben sollte. Zweifellos haben nämlich die Breslauer Verwandten, deren Beziehungen bis Krakau und weiter in den Osten hineinreichten, zwischen der deutschen Mariengemeinde in Krakau und dem

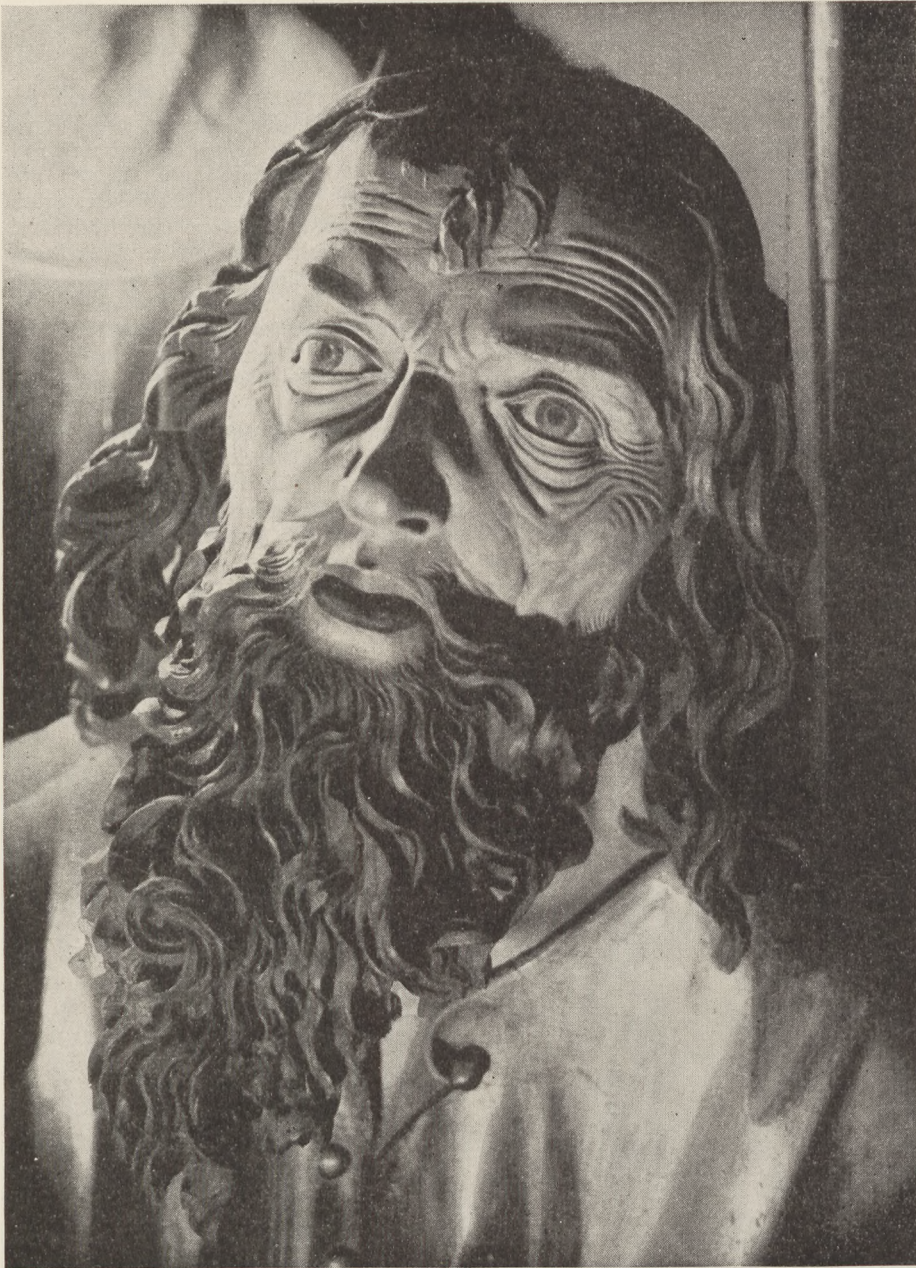
Nürnberger Meister Verbindung geschaffen und den Auftrag für den Marienaltar vermittelt.

Im Jahre 1477 gibt Veit Stofz, wie das Nürnberger Stadtbuch berichtet, das Bürgerrecht der freien Reichsstadt auf und zieht nach Krakau — mit seiner Frau Barbara und dem kleinen Stanislaus. Zwölf Jahre arbeitet er in Krakau an seinem Hauptlebenswerk, dem „Marienaltar“, für den er die in damaliger Zeit sehr hohe Summe von 2800 Gulden erhält. Am 25. Juli 1489 beendet der Meister sein großes Werk, das die Welt in Erstaunen und höchste Bewunderung versetzt. Der deutsche Stadtschreiber in Krakau, Johann Heydecke aus Damm bei Stettin, schreibt, daß „der Ruhm des Meisters bald die ganze Christenheit erfüllte“. Ungeteilte Anerkennung wird dem Meister in Krakau zuteil. Deutsche wie Polen wissen das große Können und den genialen Gedankenreichtum des Veit Stofz vollaus zu würdigen, was u. a. auch darin zum Ausdruck kommt, daß sein



Krakau, Marienkirche

Aufnahmen: Staatsarchiv



Apostel, Krakauer Marienaltar

Name in Krakauer Akten und Urkunden immer und immer wieder bis zu seiner Heimreise nach Nürnberg durch ehrenvolle Erwähnung hervorgehoben wird.

Aus Berichten der Jahre 1484 sowie 1489 geht hervor, daß er als Meister seiner Kunst tätig war, in der er 1490 mancherlei Zwistigkeiten wegen übler Nachrede und Verleumdung zu schlichten hat. Die in Streit geratenen Parteien, zu denen ein Tischler, ein Kiemer, ein Steinmetz und ein Goldschmied gehören, bringt Veit Stoß zu voller Einmütigkeit, daß sie von jetzt ab wieder Freund sein und sich gegenseitig für zukünftige Zeiten helfen und fördern wollen. Eine ehrenvolle Wahl macht ihn 1491 ebenfalls zum Kunstmeister; und schließlich nennt ihn die letzte Krakauer Aufzeichnung aus dem Jahre 1498 in rühmlicher Hervorhebung „magister

mechanicorum“, was ohne Zweifel ein rechtes Zeugnis für sein großes Geschick, seine geniale Handfertigkeit und nicht zuletzt auch für seine bewundernswerte Vielseitigkeit darstellt.

Nach Vollendung des „Marienalters“ erhält der Künstler viele Aufträge, so vom polnischen König Kasimir IV., von Erzbischöfen, Bischöfen, von reichen Bürgersleuten u. a. Bald aber hält es ihn nicht länger in Krakau; die Sehnsucht nach seiner Heimatstadt Nürnberg läßt alle übrigen Gedanken und Erwägungen in den Hintergrund treten. Mit seiner Frau Barbara und acht Kindern reist er zu Beginn des Jahres 1496 nach der freien Reichsstadt zurück. Sein Sohn Stanislaus führt die Werkstatt des Vaters weiter und setzt damit als sein Erstgeborener in 30jähriger Tätigkeit die Veit-Stoß-Tradition fort.

Stanislaus, Goldschmied und Schnitzer, hat, 31 Jahre alt, 1494 etwa das Meisterrecht in Krakau erhalten, nachdem er auf seiner Gesellenwanderschaft auch längeren Aufenthalt in seiner Geburtsstadt Nürnberg genommen hat.

Als ein Wohlhabender kehrt Veit Stoß in die Heimat zurück, in der er eins der Häuser erwirbt, die durch eine von Kaiser Maximilian veranlaßte Judenausweisung leer geworden waren. Sein Reichtum wirkt sich zu einer geradezu unsagbaren Tragik in seiner neuen Tätigkeit in der Heimatstadt aus. Bald nach der Reise muß er seine Barbara zu Grabe tragen — und als er der vielen Kinder wegen ein Jahr darauf Christina heiratet, entwickelt sich wegen der Herausgabe des väterlichen Erbteils seiner Frau mit den Testamentsexekutoren ein gerichtliches Spiel, das sich über zehn Jahre in die Länge zieht. Da er neben seinen künstlerischen Fähigkeiten auch eine „finanz- und kaufmännische Ader“ besaß, beteiligte er sich an Handelsunternehmungen. Durch eine „groß buberey“ jedoch wird er 1503 in verabscheuenswerter und hinterlistiger Weise von einem Nürnberger Kaufmann um sein sauer erarbeitetes Vermögen gebracht. Gericht und Gesetz verschaffen ihm keine Genugtuung, kein Recht. So schreitet er — eine rechte Michael-Kohlhaas-Natur — zum eigenen Ausweg und begehrt, um sich selbst Vergeltung zu sichern, eine verhängnisvolle, dunkle Tat. Mit knapper Not entgeht er der ganzen mittelalterlichen Gesetzesstrenge; dem Einsatz seiner Freunde nur ist es zu verdanken, daß er nicht die Todesstrafe erlitt. Müllners Chronik berichtet darüber: „Am Erntag vor St. Barbaratag hat man Veit Stoß, einen Bildschnitzer, falscher Brief halben, durch bede Backen gebrannt und Schwören lassen, sein Leben lang nit aus der Stadt zu kommen.“ Ein Gnadenbrief des Kaisers befreit den großen Künstler bald danach von der erlittenen Schande. Im Schicksal des Meisters gehen eigentümliche Züge nebeneinander her; Eigenverlangen und öffentliches Gesetz geraten in einen tragischen Konflikt; Achtung und Achtung, Weltruhm und Schuld sind kaum jemals miteinander so stark und einzigartig verquickt gewesen wie in dem schaffensreichen und schöpferischen Leben des Meisters Stoß. Stark hat ihn das Bewußtsein, als ein Gebrandmarkter zu leben, beklemmt und hart bedrängt; während der Betrüger, der ihm den Erfolg seiner Arbeit gestohlen hatte, frei und unbeengt einherschreiten konnte, mußte er, der stets edel denkende und gerechte Mann, seine Freiheit lange begrenzt sehen. Seine innere Größe und Seelenkraft beweist er dadurch, daß er, allen schweren Schicksalsschlägen und Sorgen zuwider, sich in schier übermenschlicher Anstrengung immer wieder zu einem freien Formen und Gestalten durchkämpft und zu seinen früheren Leistungen noch viele ebene Werke hinzufügt.

Trotz aller Schuld und schwerer Schmach blieben ihm seine Ravensburger Verwandten eine treue Stütze, was sicherlich unzweideutig auf seine Ravensburger Abstammung hin-

weist. Wohl alle Söhne des Meisters nahmen ihren Lebensweg nach Siebenbürgen, Schlessien, nach dem Osten und gingen den Fußtapfen ihres großen Vaters nach, der einsam in Nürnberg, das Augenlicht bereits verloren, im Jahre 1533 den Marsch in die Ewigkeit antrat.

Der Streit um die Volkszugehörigkeit

Häufig trat im Mittelalter, wo der einzelne nichts, sein „Stand“ aber alles galt, eine Künstlerpersönlichkeit vollkommen hinter ihren Werken zurück, wie bereits angedeutet wurde. Das Werk trat ins helle Tageslicht der Geschichte; allein der Mensch verschwand im Hintergrund und im Dunkel der Vergessenheit. Ein späteres Besinnen und Nachdenken über das Leben eines solchen Menschen, der zwar Geniales geschaffen hatte, von dem aber nichtsdestoweniger kümmerlich berichtet wurde, mußte gar leicht zu Unklarheiten, falschen Überzeugungen und Ansichten, ja, zu Entstellungen oder gar unbewußten Fälschungen führen. So ist es auch verständlich, daß sich um den deutschen Meister Veit Stofz Geschichten legendärer Art zu bilden vermochten, daß ein Streit um seine doch so klar und eindeutig feststehende deutsche Volkszugehörigkeit ausbrechen konnte: Veit Stofz, der Deutsche, wurde als ein gebürtiger Pole hingestellt. Ohne Zweifel war das aus den genannten Gründen durchaus erklärlich — und aus nicht genannten Motiven auch verständlich. Um der Wahrheit willen muß jedoch unter Berufung auf unantastbare historische Tatsachen und Gegebenheiten auf das Deutschtum des großen Künstlers hingewiesen werden. Alles spricht nur für, nichts gegen die deutsche Volkszugehörigkeit des Nürnberger Bildschnitzers. Von seinen deutschen Verwandten aus Breslau in Krakau bekanntgemacht, übernimmt Veit Stofz von der dortigen Gemeinde den Auftrag zur Gestaltung eines Marienaltars, für den die Deutschen ausschließlich die Mittel aufbrachten. Im Jahre 1511 bezeugte der polnische Bischof Jan Konarski, daß in der Marienkirche „das Wort Gottes seit Ewigkeit und über alles Menschengedenken hinaus in deutscher Sprache gepredigt worden ist“. Der bereits erwähnte Stadtschreiber Johann Heydecke verfaßte nach Vollendung des Krakauer Marienaltars eine Urkunde, in der es heißt, daß kein Pole Geld dazu beigesteuert habe; daß sich jedoch die polnischen Bürger über das Werk lustig gemacht und geglaubt hätten, es würde niemals fertiggestellt werden. Bedeutungsvoll aber ist die Bemerkung des genannten Stadtschreibers, daß der Marienaltar geschaffen wurde von „Magister Vittus, Almannus de Norinberga“ („Meister Veit, einem Deutschen aus Nürnberg“).

Der polnische Gelehrte Ptasnik glaubt, Veit Stofz stamme von dem Krakauer Rotgießmeister Hans Stochse ab, dessen Name mit dem „altpolnischen stofz“ zusammenhängen soll. Nun kann aber, wie Dinklage (S. 9.) nachgewiesen hat, Stochse wegen „notorischer Kinderlosigkeit“ nimmermehr der Vater des Künstlers gewesen sein; und außerdem war

Stochse gar nicht einmal Pole, sondern vielmehr ein Deutscher aus Breslau, was natürlich Pech in der „Vaterwahl“ bedeutet. Die Urkundenforschung des Nürnberger Gelehrten R. Schaffer (Veit Stofz — Ein Lebensbild, Nürnberg 1933; Schaffer, Veit Stofzens Lebensgang, Das Bayernland, 1933, Seite 393 bis 398) erbrachte den Nachweis, daß es in Nürnberg vor der Reise des Künstlers nach Krakau mehrere Besitzer seines Namens gegeben hat und daß der älteste Sohn stets und ständig Nürnberg als seine Geburtsstätte angegeben hat und daher Veit Stofz mit seiner Frau sowie dem Stanislaus nach Krakau gereist ist. Der liebliche Bruder Meister Veits wurde in Krakau niemals anders als „der Schwab“, d. h. der Deutsche, genannt. Er schreibt selbst in seinem „Testament“: „Matis Stos oder Schwab, als man mich nennet

hier zu Land . . .“ (Breslauer Ausstellungsführer 1938 „Der deutsche Meister Veit Stofz“ — Seite 6). Veit selbst schrieb einzig und allein deutsch, hatte auch niemals polnisch gelernt.

Die polnischen Wissenschaftler, die mit der Materie vertraut sind, haben das Deutschtum des Nürnberger Schnitzers niemals angezweifelt. Der polnische Germanist A. Kieczkowski kommt 1924 auf Grund seiner Mundartenforschung zu dem Ergebnis: „Stofz war ein Deutscher aus Nürnberg.“ Bemerkenswert ist auch die Arbeit des verdienstvollen polnischen Veit-Stofz-Forschers Szydlowski „Veit Stofz im Lichte der wissenschaftlichen und pseudowissenschaftlichen Forschungen (Krakau 1912). Der polnische Wissenschaftler gibt freimütig zu: „Seinen Vornamen schrieb er (Stofz) feyt, Veyt, Veit, aber nie polnisch



Altarfigur in der Marienkirche

Aufnahmen: Staatsarchiv

Wit oder Vit." Die von dem Krakauer Kunsthistoriker Lepszy schon 1898 veröffentlichten „Untersuchungen der Kommission zur Erforschung der Kunstgeschichte in Polen“ bringen im vollen Wortlaut Krakauer Archivalien, die eindeutig für die deutsche Abstammung des Meisters sprechen (Nach Sappok, Breslauer Ausstellungsführer 1938, Seite 4).

Der immer wieder von einigen Polen in die Debatte geworfene Propagandaname „Wit Stwoz“ ist von Grabowski (Lück, Deutsche Aufbaukräfte in der Entwicklung Polens, Plauen 1934, Bd. I, Seite 159—160), der selber vorher die richtige deutsche Schreibweise anwandte, um 1850 frei erfunden worden. Als einmal die polnische Postverwaltung für die Herausgabe von Gedenkpostkarten und Briefmarken bei der Krakauer Akademie nach der richtigen Schreibweise anfragt, da erklärt die Akademie ohne vorherige wissenschaftliche

Untersuchung den erfundenen polnischen Namen als rechtmäßig und „durch hinlänglich lange Überlieferung begründet“ (wie oben). Seitdem tragen die Postkarten die Aufschrift „Wit Stwoz“, die Briefmarken dagegen „Vit Stoz“. Demgegenüber jedoch schreibt der bekannte Stozkenner, der Posenener Professor für Kunstgeschichte Szezesny Dettloff in einem Zeitungsartikel: „Der Beschluß des Ausschusses für Kunstgeschichte der Polnischen Akademie der Wissenschaft hat, statt die Frage endgültig wissenschaftlich zu erledigen, mit Hilfe von Momenten, die mit der Wissenschaft nichts zu tun haben, neue Verwirrung hineingebracht. Ich jedenfalls werde weiterhin „Stoz“ schreiben trotz der Polnischen Akademie der Wissenschaft und trotz Briefmarken“ (wie oben).

Diese nichtdeutschen Stimmen, die den deutschen, d. h. den tatsächlich geschichtlichen

Standpunkt als richtig beweisen und bezeugen, könnte man beliebig vermehren. Da das Ergebnis doch immer nur das gleiche bleibt, seien noch zwei Pressestimmen angeführt, die von besonderer Deutlichkeit sind. In einem Aufsatz der „Pologne Littéraire“ wird Stoz geschichtstreu ein „sculpteur allemand né a Nuremberg“ genannt. (Lück, Deutsche Aufbaukräfte in der Entwicklung Polens, Plauen 1934, Bd. I, Seite 160—161.) Ebenso gibt Puget auf humorvolle Art der Wahrheit die Ehre und schreibt im Illustrawanny Kurjer Codzienny vom 9. Juni 1932 über Veit Stoz: „Der Helm Stoz unterschrieb sich mitten im Dom (zu Krakau auf dem Kasimirgrabmal) auf bayrisch!“ (wie oben). Die Frage an die Geschichte ergibt also nur eine Antwort, die hieb- und stichfest ist, nämlich die, daß Veit ein Deutscher war.

Fortsetzung folgt.

So baute Stettin im 18. Jahrhundert VON BERNHARD SAAL

Die Grundrisse der Wohnhäuser im Fort Preußen, auf der Großen Lastadie und in ihren Seitenstraßen geben uns heute noch ein anschauliches Bild von den damals gebräuchlichsten Typen. Dabei sei noch einmal kurz auf die Bedeutung der charakteristischen **D a c h a u f b a u t e n** hingewiesen. In seiner sparsamen Art vermied bekanntlich der Soldatenkönig, wo er es irgend einrichten konnte, den Bau von Kasernen. Sie kosteten ihm nur Geld, das er ökonomischer anlegen konnte.

So unterstützte er lieber mit Geld und Baumaterialien alle Bauwilligen. Aber wie er stets die Pflichten und Wohltaten gerecht verteilte, so gewährte er auch diese Vergünstigungen nicht ohne entsprechende Gegenleistungen auf der anderen Seite. Jeder Bauherr mußte im Dachgeschoß eine zur Straße gelegene Stube ausbauen und hier die unverheirateten Soldaten des Königs aufnehmen. Eine sehr einfache und praktische Lösung! Auch dies war wieder eine Maßnahme, durch die **v e r s c h i e d e n e** Aufgaben gleichzeitig gelöst wurden. Es wurde gebaut und damit für Arbeit gesorgt, es wurde der Wohnungsnot abgeholfen und für die Soldaten Quartier geschaffen. Darüber hinaus aber hatte diese Maßnahme noch etwas Erzieherisches an sich. Die militärische Disziplin der Soldaten übertrug sich nämlich ganz unwillkürlich durch das Zusammenleben auf die Bevölkerung. Und das war in einer Zeit, in der es noch keine allgemeine Wehrpflicht gab,

eine unbedingte Notwendigkeit. Im Fort Preußen lag diese Soldatenstube über dem Eingangsfloor. Auf der Lastadieschen Vorstadt, wo man die gleiche Anordnung getroffen hatte, waren nach außen hin jedesmal zwei Dachstuben in einem Dachausbau vereinigt worden, da man hier zwei Wohngebäude zu einem Doppelhaus vereinigt hatte.

Leider hat eine spätere Zeit, die nur einen hemmungslosen Materialismus kannte und unbeschwert war von irgendwelcher baukulturellen Verpflichtung der Allgemeinheit gegenüber, die Harmonie dieser anständigen Doppelhäuser gründlich zerstört. Das sind Bausünden, die bedauerlicherweise nie wieder gut zu machen sind.

So sahen wir in großen Zügen die Leistungen einer Zeit, die alle Schwierigkeiten überwand, um Stettin aus Schutt und Asche neu erstehen zu lassen und seiner wirtschaftlichen Gesundung entgegenzuführen.

Friedrich der Große hat einmal in bezug auf seinen Vater den schönen Vergleich gebraucht, daß wie der Schatten der Eiche, der uns umfängt, der Kraft der Eichel zu verdanken sei, die den Baum sprossen ließ, so wären in dem arbeitsreichen Leben dieses Fürsten und in der Weisheit seines Wirkens die Urquellen des späteren glücklichen Gedeihens zu erkennen. Man kann ohne weiteres diesen Vergleich in Beziehung bringen zur bau-

lichen Entwicklung Stettins. Was Friedrich Wilhelm I. geschaffen hatte, waren große richtunggebende Aufgaben. Mit ihnen hatte er gewissermaßen den Keim zu einem neuen baulichen Schaffen gelegt. Dies fortzusetzen, die ganze Stadt zu durchdringen und die einheitliche Formung zu vollenden, war das verpflichtende Vermächtnis, das er seinen Nachfolgern hinterließ!

Wenn in den ersten 20 Jahren unter preussischer Führung die Initiative zum Bauen mehr oder weniger auf Seiten der Regierung gelegen hatte, so verlagerte sich diese nach 1740 immer mehr auf die Seite der privaten Bauherren.

Während Friedrich Wilhelm I. vieles selbst hatte bauen müssen, um erst einmal die Richtung anzugeben und die Wirtschaft wieder in Gang zu bringen, so konnte nach seinem Tode die Bautätigkeit ruhig der infolge der wirtschaftlichen Gesundung immer größer werdenden Zahl von Baulustigen überlassen werden.

Hatte die Regierung des Soldatenkönigs in erster Linie eine Bauhilfe in Form von Land, von Mauersteinen aus den alten Befestigungen und von Holz aus den königlichen und städtischen Forsten gewährt, so ging Friedrich der Große dazu über, regelrechte Bauzuschüsse, sogen. **P r o z e n t g e l d e r**, den Bauwilligen zur Verfügung zu stellen. Das machte natürlich eine sorgfältige Überwachung notwendig, denn es mußte geprüft werden, ob die Zuschüsse auch ihre richtige Verwen-

ding fanden. Ställe und Nebengebäude wurden z. B. nicht bezuschusst. Außerdem aber mußte darauf geachtet werden, daß sich die Fassadengestaltungen dem Straßenbild gut einfügten. Die Überwachung dieser Aufgabe wurde bekanntlich jeweils den *Landbaumeistern* übertragen, die Friedrich der Große der Kriegs- und Domänenkammer zugeteilt hatte und die in Stettin neben den Hafenprojekten und der inneren Kolonisation den Wiederaufbau und Ausbau der Städte, vornehmlich der *Provinzialhauptstadt Stettin* zu bearbeiten hatten.

Außerordentlich interessant sind sowohl die Anträge, welche an die Kriegs- und Domänenkammer gerichtet wurden, wie auch die Berichte der Kammer an das Oberbaudepartement in Berlin.

So ging bereits im Jahre 1754 ein Schreiben nach Berlin, das darauf hinwies, daß „in Stettin die Logementer außerordentlich rauh“ würden. Es heißt dann wörtlich: „Daß aber hier noch eine große Anzahl Häuser vorhanden, welche nach der alten Bauarth eingerichtet, und worin kaum im untersten Stockwerk ein paar Stuben, in dem obersten aber nichts als *ledige Böden* befindlich sind, so würde dem obigen Mangel sehr dadurch abgeholfen seyn, wenn die obersten Etagen mit mehreren Wohnungen ausgebaut würden.“

Aus diesen Ausführungen geht also hervor, daß sehr viele Häuser noch den Typ des mittelalterlichen *Logen*. Speicherwohnhauses zeigten, in dem lediglich das Erdgeschoß ausgebaut war, während die Obergeschosse nichts als Bodenräume enthielten.

Tatsächlich sind im Laufe der zweiten Hälfte des Jahrhunderts mit Hilfe von Prozentgeldern sehr viele Wohnungen in diesen alten Bürgerhäusern ausgebaut worden.

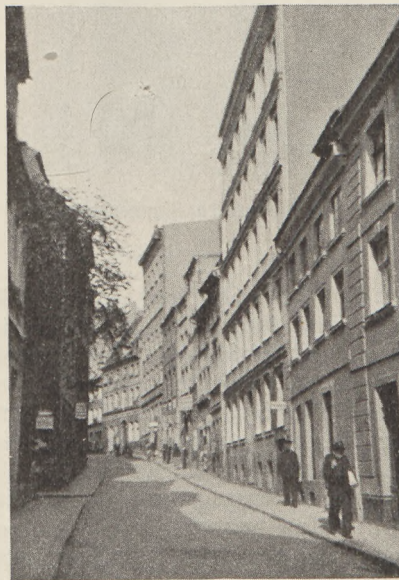
Eine staatliche Förderung in größerem Umfange setzte allerdings erst ein mit der glücklichen Beendigung des Siebenjährigen Krieges, als Stettin unter einer regelrechten Wohnungsnot zu leiden hatte.

Im Jahre 1764 bekam die Kriegs- und Domänenkammer Anweisung, die noch nicht ausgebauten Häuser zu besichtigen und entsprechende Vorschläge zu machen. Zur Voraussetzung für die Gewährung von Zuschüssen machte die Regierung die *Schaffung neuen Wohnraumes*. Wer aber „für eigene Handlung oder die eigenen steigenden Ansprüche an Wohnraum und nicht zum Besten der Allgemeinheit“ baute, bekam keinen Zuschuß. So hieß es ausdrücklich in der Verordnung.

Gleichwohl wurde die günstige Gelegenheit, sich mit Prozentgeldern auf billige Weise neue Häuser zu verschaffen, zur Genüge ausgenützt. Bekannt ist die *Resolution Friedrich des Großen* vom Jahr 1765, in der er gegen die *Geschäftemachelei* mit Häusern einschreitet. „Er habe



Fuhrstraße — früher!



Fuhrstraße — heute!

nicht gemeint eine längere den sich von ihren Häusern einen übertriebenen Wert einbildenden *Eigenthümern* am Ende selbst nachtheilige Nachsicht zu gestatten!“

Trotzdem gab es Bürger, die es sehr geschickt verstanden, alle Vorteile für sich in Anspruch zu nehmen und die ergangenen Verfügungen zu ihren Gunsten

auszulegen. Aus einem Gesuch eines *Schusters Meyer* vom Jahre 1772, um nur ein Beispiel anzuführen, geht hervor, daß er schon einmal abschlägig beschieden worden war, und zwar mit der Begründung, es müßten zunächst die „*wüsten Stellen*“ mit Zuschüssen gefördert werden. Meyer hatte nichts *Eiligeres* zu tun, als sich diese Begründung sofort zunutze zu machen.

„... mein Haus drohte den Einfall und sank wirklich schon, mithin, wenn ich solches nicht rettete, in der Abnahme zu Hülfe kam und gleich wieder darauf los baute, sondern liegen ließ, war es eine wüste Stelle. Ich habe es aber gerettet und ein jeder weiß, daß ich es von Grund aufgebaut.“ Er weist dann weiter darauf hin, daß er das Geld zum Bau sich geliehen habe in der sicheren Erwartung, *Baufreiheitsgelder* (*Prozentgelder*) zu bekommen. Nun müsse er aber fürchten, zum armen Mann zu werden und das gerade durch den Bau, den er doch „*Sr. Kgl. Majestät Willen gemäß zu thun*“ für seine *Schuldigkeit* erachtet habe! Viele seiner Mitbürger hätten doch *Baufreiheitsgelder* erhalten, warum nicht er? Er könne nicht glauben, daß er der einzige sein sollte, der seinen Bau zu seinem Schaden vorgenommen hätte.

Dabei wußte er ganz genau, daß die Anträge auf *Bezuschussung* vor *Baubeginn* zu stellen waren. Er hätte unbedingt abwarten müssen, welchen *Bescheid* er bekam. Aber er wie viele andere zogen es vor, sich den *Vorschriften* der Regierung zu entziehen und nach eigenem *Geschmack* zu bauen, zumal die Häuser auch in ihrer äußeren Gestaltung gewissen Bedingungen unterworfen waren. So war die Arbeit der *Landbaumeister* nicht immer ganz leicht. Oft genug waren sie *Anfeindungen* ausgesetzt. Da sie noch dazu anfänglich die *Gebühren* für ihre Tätigkeit persönlich bekamen - eine Maßnahme, die später abgeschafft wurde - so war es nicht schwer, sie gerade in diesem Punkt anzugreifen und zu verdächtigen.

So wurde dem *Baudirektor Wilhelm Haase*, der von 1772 bis 1776 tätig war, vorgeworfen, er habe um *höherer Gebühren* willen die *Baukosten* absichtlich hoch angelegt. Die *Untersuchung*, die von dem tüchtigsten aller *Landbaumeister* und für seine Zeit bedeutendsten *preussischen Architekten*, dem bekannten *David Gilly*, vorgenommen wurde, ergab die völlige *Anhaltbarkeit* der *Anlage*. Die *Feststellungen Gillys* enthalten so interessante *Mitteilungen* über die *Ansprüche*, die damals von den *Bauherren* gestellt wurden, daß sie kurz erwähnt werden müssen: „Daß die *Kaufleute* hier sehr an-

sehnlich, dauerhaft, auch in Absicht des inneren Ausbaues alles sehr zierlich anfertigen lassen" sagt Billy zur Rechtfertigung Haases, „ist die Ursache, daß der Anschlag sehr hoch sich beläuft, nicht daß er (Haase) aus gewinnstüchtiger Absicht exorbitant hohe Preise angefordert hätte.“ -

Während nun einerseits die alten Bürgerhäuser lediglich einen erweiterten Ausbau ihrer Obergeschosse erfuhren, entwickelten sich andererseits dort, wo von Grund aus neu aufgebaut wurde, gänz-

Mit zunehmendem Wohlstande nahmen naturgemäß auch die Grundrisse an Ausmaßen und Raumzahl zu. Hierbei entwickelte sich in den achtziger Jahren ein Typ, bei dem als gänzlich neues Element der parallel zur Straße verlaufende Mittelflur hinzukam. Der bisherige Grundriß hatte den Nachteil gehabt, daß er die Wohnung durch den senkrecht zur Straße verlaufenden Mittelflur in zwei Teile zerriß. Hierbei hatte man schon versucht, im

siv. Die Gebäude sind schön und eine Zierde der Stadt. Er hat darin sehr geräumige Wohnungen etabliert und dadurch, zum besseren Unterkommen der Staatsoffiziere der Garnison mehreren Raum geschaffen, sodaß gegenwärtig der Oberst von Osten die Unter-Etage bewohnt."

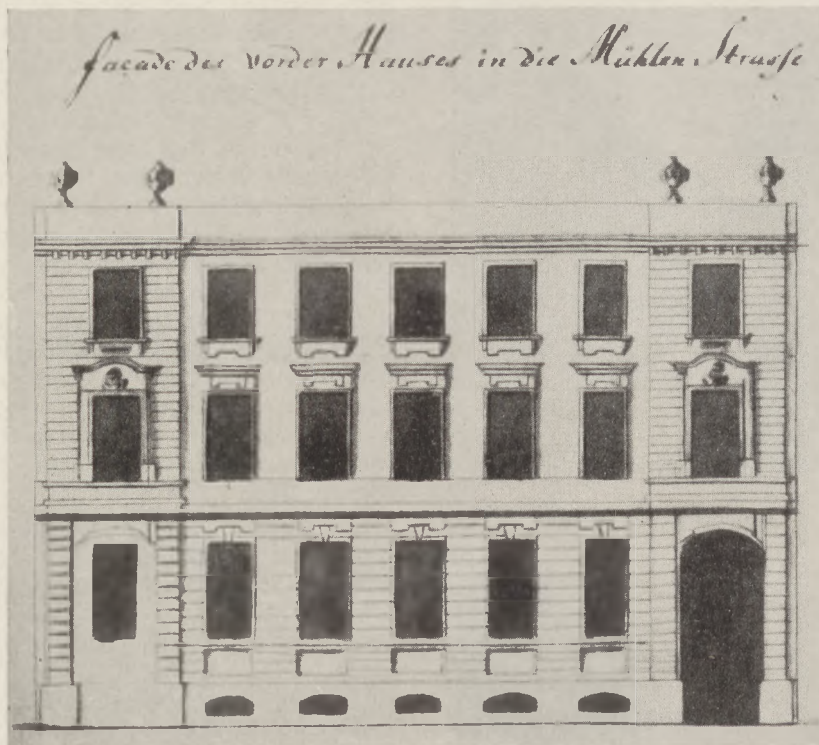
Der Mittelflur ist übrigens schon damals wiederholt als „Korridor" bezeichnet worden, ein Ausdruck, der bekanntlich in den Mietwohnungen des 19. Jahrhunderts ganz allgemein für den Wohnungsflur gebraucht wurde. Charakteristisch für die Ansprüche, die man am Ende des Jahrhunderts an die Wohnungen stellte, sind übrigens die Äußerungen eines Zeitgenossen. Der Schulrat Sell berichtet folgendermaßen:

„Man begnügt sich nicht mehr mit wenigen Stuben und vermietet die übrigen. Nein, der Herr, die Madame, die Demoiselles Töchter, der junge Herr, die Diener, die Mägde, jeder will jetzt seine eigene Stube haben. Mit Kammern ist die Dienerschaft nicht zufrieden, im Winter muß das Zimmer geheizt werden können; dazu kommen dann noch die Putzstuben, Visitenzimmer, Festsäle, Entreezimmer und was für Namen die Stuben noch mehr haben mögen. Dieser Luxus hat sich auch schon bis zu den Handwerkern herab verbreitet; die jungen Leute, welche entweder bei dem Landeskollegium als Referendar stehen und von ihrem eigenen Vermögen leben müssen oder als Unterbediente von einem geringen Gehalt leben, bedürfen jetzt jeder ein bis zwei Stuben, da sonst ihrer 2 bis 3 zusammen wohnten. Die Kaufleute bewohnen ihre Häuser meist allein und die ansehnlichsten Handlungshäuser haben eine beträchtliche Dienerschaft um sich, welche auch mehrere Stuben einnimmt."

Nichts zeigt deutlicher den gewaltigen wirtschaftlichen Aufschwung, den Stettin unter der Regierung Friedrichs des Großen genommen hatte, als diese bis ins einzelne gehenden Beobachtungen eines Zeitgenossen.

Außerordentlich kritisch wurde die Bauplatzfrage! Schon Friedrich Wilhelm I. war gezwungen gewesen, durch Verlegung der Festungswerke neue Bauplätze zu schaffen. Je mehr gebaut wurde, um so mehr machte sich der Mangel bemerkbar, zumal die Häuser auch in ihrer Breitenausdehnung zunahmen.

So blieb nichts anderes übrig als von der bisherigen Zweigeschoßbauweise zur Dreigeschoßbauweise überzugehen. Die noch heute erhaltenen dreigeschoßigen Häuser in der Fuhrstraße, in



Luisenstraße Nr. 9. Wohnhaus des Kriegs- und Domänenrates Zimmermann
Entwurf (Staatsarchiv)

lich neue Grundrisstypen. Dabei ist charakteristisch das Bestreben, die „schwarze Küche" durch einen direkt beleuchteten und entlüfteten Raum abzulösen. Ein hervorragendes Beispiel dieses Typs ist ein Entwurf aus den Mustertafeln David Gillys, die dieser im Auftrage des Oberbaudepartements anfertigen mußte. Es handelt sich um eine 3-Zimmer-Wohnung, in der sich zu beiden Seiten eines senkrecht zur Straße verlaufenden Mittelflures je eine größere Stube von angenehmen Proportionen entwickelte. In der rückwärtigen Haushälfte lag dann auf der einen Seite die seitlich gelagerte Treppe mit einer kleinen Stube und auf der anderen Seite, vom Flur zugänglich, die Küche, daneben zu ihr gehörig eine Vorratskammer und zur Vorderstube gehörig der bekannte „Alkoven".

Obergeschoß dem Adelstand, daß nicht alle Stuben von der Diele aus zugänglich waren, durch Einschaltung eines neutralen Raumes, des sogen. „Entree", abzu- helfen. Aus dem Wunsch, die Räume einer Wohnung nunmehr aber sämtlich untereinander zu verbinden und ein abgeschlossenes Ganzes zu schaffen, war dieser neue Typ hervorgegangen. Er war außerordentlich praktisch, da er gleichzeitig die Anlegung von Mietwohnungen ermöglichte, die am Ende des Jahrhunderts immer gefragter wurden. Das Haus Luisenstraße Nr. 9, das noch vor einigen Jahren die ursprüngliche Fassade zeigte, ist 1788 ganz in dieser Art gebaut worden.

In den Zuschusfakten heißt es in bezug auf dieses Haus: „Der von ihm (dem Kriegs- und Domänenrat Zimmermann) unternommene und nun gänzlich vollführte große Bau ist von Grund auf maß-

der Schuhstraße, in der Großen Wollweberstraße, in der Großen und Kleinen Oderstraße u. a. O. sind damals erbaut bzw. aufgestockt worden. Im übrigen kam die Bebauung größerer Baublöcke und die Anlegung von geschlossenen Plätzen nicht mehr in Frage, nachdem bis 1740 der Wiederaufbau der Stadt im großen und ganzen vollendet war. Auch die Ausführung öffentlicher Gebäude war bis auf den Bau der Schneckenortkaserne, einer Kaserne am Paradeplatz und des Petrihospitals beendet. Das Landeshaus und der Schloßumbau waren bereits unter Friedrich Wilhelm I. durchgeführt worden. Das eigentliche Straßensystem erfuhr keinerlei Veränderungen. Es blieb so, wie es von alters her angelegt worden war. Was aber ein ganz neues Gesicht erhielt, das waren die Straßenwände selber.

Die Gestaltung der Fassaden hatte bis 1740 fast ohne Ausnahme in einer Stilrichtung, nämlich in der des palladianischen Klassizismus gelegen. Nicht einzelne Bürger waren es, welche als Bauherren aufgetreten waren, sondern der Staat hatte sich alle Rechte der Baugestaltung vorbehalten. Hierauf beruht der unbedingt einheitliche und geschlossene Charakter der Bauten aus der Zeit des Soldatenkönigs.

Im Gegensatz hierzu erhielt das Straßenbild in dem Zeitraum vom Beginn der friderizianischen Bautätigkeit bis zur Jahrhundertwende eine Fülle der verschiedensten Lösungen.

Denn neben der schöpferischen Eigenart des jeweils amtierenden Landbaumeisters wurde die Geschmacksrichtung des Bauherren maßgebend. Aber es waren nicht nur verschiedene Auffassungen und Fähigkeiten allein ausschlaggebend, sondern dazu kam, daß es ganz allgemein zwei verschiedene Richtungen gab, welche die Architektur dieser zweiten Jahrhunderthälfte beherrschten: **Barock** und **Klassizismus**.

Dem Gefühl für das Malerische und Plastischbewegte stand der Klassizismus gegenüber, der mehr eine maßvolle Verteilung der Plastik und eine strenge Gliederung liebte. Bald bevorzugte man das leichte Rokokoornament, bald die strengen antikisierenden Formen.

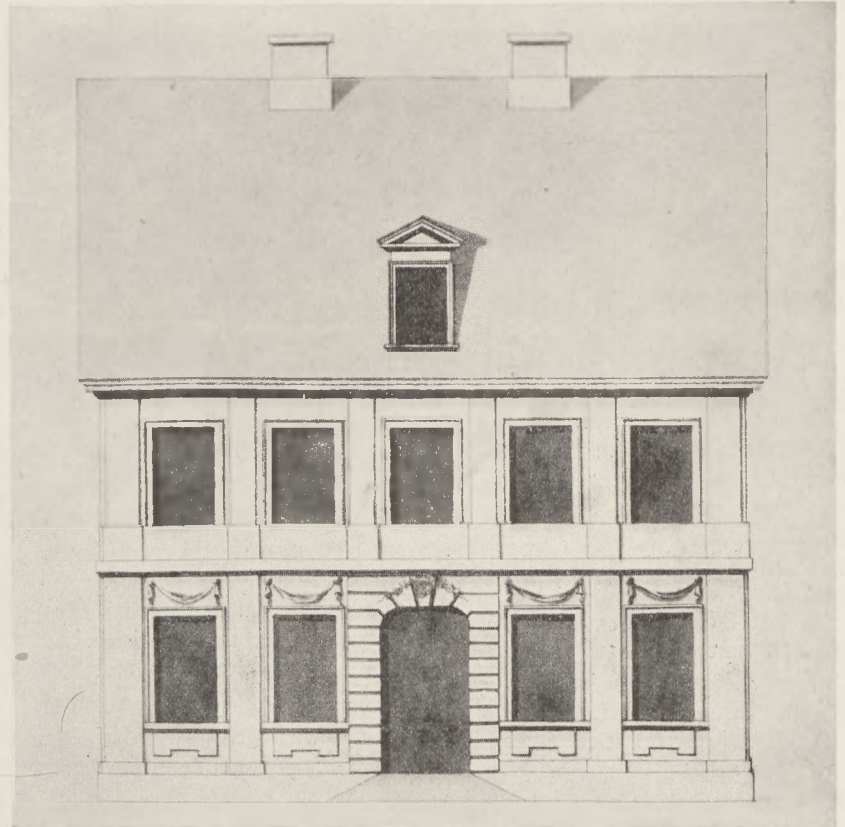
Die sich hieraus ergebende Mannigfaltigkeit der Fassadengestaltung läßt sich noch heute an einer ganzen Reihe alter Bürgerhäuser erkennen.

Wie groß im übrigen aber einer der herorragendsten Künstler dieser Zeit, der

bereits wiederholt genannte David Gilly, über die Grundsätze der Architektur dachte, scheint in diesem Zusammenhang um so mehr erwähnenswert als er nicht nur lange Jahre in Stettin selbst geschaffen, sondern auch von Berlin aus für Stettin weitergewirkt hat. Als unter Friedrichs des Großen Nachfolger die Berliner Baukunst im Geiste des Klassizismus einen neuen Aufstieg erlebte, war

chinesischen, gotischen Baustücken aufzuführender Mißgeburten von Gebäuden wohlgefällige und zugleich mit dem Charakter der Ökonomie und Solidität bezeichnete Landhäuser erhalten."

Wertvolles Kulturgut ist damals unter preußischer Führung in Stettin geschaffen worden. Trotz der späteren recht unerfreulichen Verschandelungen leuchtet uns noch viel Gutes entgegen, das Zeugnis



Ansicht eines 5-Achsenhauses aus den Musterblättern David Gillys

es David Gilly, welcher bekanntlich neben Erdmannsdorf, Langhaus und Schadow nach Berlin berufen wurde.

„Möchte man“, so sagt Gilly in seiner Stellungnahme zur englischen Landhauspublikation von Wood, „anstatt . . . der . . . Steinmetzarbeiten an Säulen, reichen Gesimsen, Frontons und dergleichen bloß Symmetrie und gute Verhältnisse in Absicht der Fenster und der Zwischenpfeiler und einige mit dem Gedanken von Nutzen und Notwendigkeit zu vereinbarende Verzierungen, ein gerade fortlaufendes, gut profiliertes Hauptgesims, Fensterverdachungen da, wo sie scheinbar nötig sein möchten, Sohlbänke unter den Fenstern, einige gequaderte Partien der Außenseiten wählen . . . so würden wir anstatt nach unreifen Mustern von griechischen, ägyptischen,

ablegt von dem Schöpfergeist, von der Gestaltungsfreude und dem künstlerischen Können unserer Vorfahren.

Voll Bewunderung erfüllt es uns, wenn wir sehen, wie ein großes Geschlecht unter schwierigsten Verhältnissen der Dinge Herr wurde und für seine Zeit Großes vollbrachte. Möge uns hieraus die Erkenntnis werden, daß größere Zeiten die Lösung noch größerer Aufgaben von uns erwarten!

Einen ausführlichen Einblick in die bauliche Entwicklung Stettins im 18. Jahrhundert vermittelt das Buch „Alt-Stettin, eine Stadt preussischen Stiles“ von Dr.-Ing. Bernhard Saal. Das Werk stellt einen wertvollen Beitrag zur Geschichte des städtischen Wohnhauses in Stettin da. Es ist erschienen im Verlag von H. Stettin, Stettin, Moltkestraße 19. Preis 6,75 Mark.



Einen Tag alte Wasserralle

Der geheimnisvolle Rufer

Erlebnisse mit der Wasserralle

VON FRITZ SIEDEL

Es war vor fünf Jahren. Da saß ich wochenlang in meinem engen Versteck in der Schilfwildnis eines pommerschen Sees und belauschte die Rohrweihe am Horst. An fast all den Tagen, da ich hier hockte, hörte ich eine seltsame Stimme. Eine Stimme, die ich mir nicht erklären und die mir keiner deuten konnte. Wer war der seltsame Rufer?

Wenige Meter vor mir knurrte es dumpf und laut im Schilf. Oft so dicht, daß ich den Urheber des Geräusches hätte wahrnehmen müssen. Doch so sehr ich meine Augen anstrengte - ich sah nur die Rohrhalme, deren Schäfte sich leise im Winde bogen und im dunklen Wasser spiegeln. Von einem Tier konnte ich nichts bemerken.

Ich zerbrach mir den Kopf, was es überhaupt sein mochte. War es vielleicht ein Frosch, der unter Wasser schwamm und darum nicht wahrgenommen werden konnte? Dann hätte er eine gewaltige Größe haben müssen, um diesen lauten, durchdringenden Ton hervorzubringen.

Plötzlich wieder quiekte es so schrill und hell, wie ein gequältes Ferkel. Das klang mehr nach einem Vogel, doch was sollte es für einer sein, wenn ihn niemand kannte und ich in meinen eingehenden Streifzügen durch Schilfwald und Rohrdickicht nicht eine Spur von ihm fand. Weder sah ich sein Nest, das er doch schließlich irgendwo haben mußte, noch konnte ich ihn selbst jemals entdecken. Der Jagdpächter zuckte die Schultern, wenn ich ihn an stillen Abenden nach dem Urheber der hier und da aufklingenden Töne

fragte, und der Förster sog stärker an seiner Pfeife und hüllte sich in Rauch und Schweigen. Nur das geheimnisvolle Wesen rief laut und unbekümmert. Wer war der unerklärliche Rufer?

In den folgenden Jahren lernte ich einen nach dem anderen unserer seltenen und seltensten Vögel kennen. Nun kam ich auch dahinter, was dies war: Eine Wasserralle!

In dickleibigen wissenschaftlichen Werken schlug ich nach, was über sie verzeichnet stand.

„Der Vogel ist fast nie zu sehen, da er sich im dichtesten Schilf aufhält und sich meisterhaft zu drücken versteht“, las ich mit bester Überzeugung und vollster Zustimmung. Weiter: „Das Nest ist außerordentlich schwer zu finden.“ Auch das stimmt genau, dachte ich und klappte das Buch zu. Was nützte mir alles theoretische Wissen, wenn ich den Vogel selbst nicht sah? Um so eifriger bemühte ich mich, eine Begegnung mit ihm selbst herbeizuführen. Erst im vorigen Jahre hatte ich ganz zufällig und unverhofft dies seltene Erlebnis. Wieder hockte ich im Schilfwald; diesmal stand meine Versteckhütte vor einem Zwergrohrdommelnest. Eine schmale Schneise zog sich von meiner Hütte bis zum Dommelnest. Ruhig brütete die Dommel. Auf einmal streckte sie den Hals lang und die aus dem Gefieder und riß drohend den Schnabel auf. Sofort spähte ich scharf nach allen Seiten. Was mochte ihr Mißfallen erregt haben?

Da - seitlich im Rohrwald blitzt ein unruhiger roter Fleck. Der stochernde Schnabel der Ralle ist es! Mit schnellen Schritten trippelt sie aus der Deckung hervor und steht urplötzlich wie hingezaubert auf der freien Fläche zwischen meinem Versteck und dem Dommelnest. Hurtig stochert ihr rotglühender langer Schnabel im Wasser herum und fahndet nach Kleingetier. Freudig nehme ich das Bild des heimlichen Vogels in mich auf. Zum erstenmal in meinem Leben sehe ich eine Ralle!

Zu langen Betrachtungen ist allerdings keine Zeit. Raum habe ich den schönen Vogel wahrgenommen, da ist er schon wieder geschickt wie ein Wiesel verschwunden und nur die verebbenden Wellenkreise zeigen mir, daß ich mich nicht getäuscht habe.

Der seltsame Vogel ließ mir keine Ruhe. Deshalb beschloß ich, planmäßig und solange nach der Ralle zu suchen, bis ich ihr Nest fand. Gesucht hatte ich in all den Jahren zwar schon genug nach ihr; wenn ich auch kein Nest dabei entdeckte, so hatte ich doch eins festgestellt: Wo man sie nicht brütend antreffen würde. Ob ich mit diesen neuen Erkenntnissen wirklich ihr Nest fand, stand allerdings auf einem anderen Blatte.

Jedenfalls will ich soviel wie möglich von ihrem Leben erlauschen! Darum gehe ich an einem Nachmittage im letzten April-drittel zum See. Bis zur Hälfte des Tages lag noch eine dicke Schneedecke auf den Fluren. Dann wusch der aus warmer Luft rieselnde Regen die grünenden Saa-

ten frei. Jetzt lugt sogar schon hin und wieder die Sonne durch die Wolken. Ihr goldenes Licht überschüttet die grünbehauchten Bäume am See mit warmem Glanz. Ich schreite durch die Reihe der hohen Pappeln, in deren Kronen die Stare lustig pfeifen, und suche mir im Rohrgestrüpp einen erhöhten Standplatz. Oft hörte ich hier in der Nähe die Rallen quieken und ich denke mir, daß ich sie auch einmal sehen muß, wenn ich mich ganz still verhalte.

Ein Drosselflug schadet in den jungen Pappeln am andern Seeufer, am Wiesenrande kräht ein Fasanenhahn und ein Hautbentaucher grökt auf der freien Wasserfläche vor mir - aber ich spähe mit wachsamem Augen unverwandt in die Schilfwildnis und gönne ihnen keinen Blick. Wer weiß, wann es der Ralle einfällt, vorüberzuhuschen!

Ein rauher Schrei aus hoher Luft zwingt mich doch zum Hochschauen. Im Gesichtsfeld des starken Prismenglases sehe ich die mächtigen gewölbten Schwingen eines Fischreiheres geruhsam auf und nieder wuchten. Plötzlich schlägt er hastig zu, rudert jäh hoch und biegt ab - die Arbeiter hinter den Weidenkuffeln erschrecken ihn. In weitem Bogen schwingt er davon und mein Blick fällt erneut in die Schilfwirnis.

Was war da eben? Irgendein Wesen läuft durchs Rohr! Zwar sehe ich noch kein Tier, aber eine Kette von zusammenhängenden, spiegelnden Wellenkreisen furcht durch das Schilf. Ob es die Ralle ist, die sie hervorbringt? Ja, sie ist es! Hin und wieder blitzt an einer Lücke ihr steil aufgerichtetes helles Schwänzchen auf.

Jetzt schlüpft sie nur wenige Meter vor mir hin und her durchs Rohr! Das geht aber immer derartig schnell, flink und gewandt, daß ich dies einem halbwüchsigen Rebhuhn ähnelnde Vögelchen nur mehr ahnen als wahrnehmen kann. Ihr langer Rotschnabel stockert überall im trüben Sumpfwasser, dazu wippt unaufhörlich das hochgestellte Stummelschwänzchen. Unglaublich geschickt huscht sie durch die dichtesten Rohrhorste und ebenso flink werden freiere Stellen überquert. Nur selten verharrt sie einmal einen Augenblick, wenn der Stocherschnabel etwas aufgespürt hat.

Nun stelzt sie durch das Rohr nach dem offenen Wasser hin. Während ich noch staunend überlege, wie sie dort ohne Schwimmsfüße weiterkommen will, zeigt sie es mir schon. Es stört sie nicht, daß sie keine Schwimmsfüße hat. Deswegen schwimmt sie doch äußerst geschickt zwischen den ragenden Rohrhalmen ins Freie,

dabei anmutig mit dem Köpfschen nickend. Und nun falle ich vor Erstaunen fast auf den Rücken. In einer ornithologischen Abhandlung las ich: „Eine Ralle fliegt nie ohne zwingenden Grund auf.“ Entweder war ihr diese Verordnung unbekannt oder sie befolgt Verordnungen grundsätzlich nicht - jedenfalls fliegt sie doch auf! Mit schnellem Flügelschlag überquert sie die etwa 15 Meter breite freie Wasserfläche und fällt dann wieder ins Rohr ein.

Ein leises Locken ist das Letzte, was ich von ihr höre. Ich verharre noch auf meinem Beobachtungsplatz, bis die Sonne gesunken und der letzte Goldstreifen an den Wolken erloschen ist. Die Ralle kam nicht mehr in mein Gesichtsfeld. Als die flötenden Abendlieder der Amseln verklingen, gehe ich zufrieden heimwärts. Es ist ein seltenes Glück, die Ralle in der un-

durchsichtigen Wirnis ihres Lebensraumes belauschen zu dürfen!

In der Mitte des Maimonates begann ich dann nach Rallenestern zu suchen. Planmäßig durchwatete ich die wankenden Schilfwälder und durchspähte vor allen Dingen die dichtesten Rohrhorste und die verfilztesten Schilfklaupen. Wo reines Rohr und blankes Wasser stand, hielt ich mich nicht lange auf, doch wo das Wasser trübe über schlammigen und grundlosen Morast gärte, bog ich die Halme auseinander und hob die Schilfmassen an, die Schnee und Sturm heruntergedrückt hatten.

Am 23. Mai stand ich dann andächtig vor dem ersten Rallenest. Es war aus feinen, trockenen Schilfblättern über dunklem Wasser in dichten, übersährigem Rohr errichtet. Sechs auffällig große Eier lagen in der tiefen Nestmulde. Ihre gelbliche Schale war mit regellosen roten



Brütende Wasserralle

Aufnahmen: Siedel

Punkten versehen, die sich am stumpfen Ende stark häuften und kaum die Grundfarbe sehen ließen.

Das Nest selbst glich in Bauart und Material ganz dem des Bleßhuhnes. Vom Altvogel war nichts zu sehen und ich ging schnell davon. Jeden Tag schaute ich jedoch nach; jeden Tag lag ein Ei mehr im Nest, bis es zehn Stück waren. Sie füllten die Nestmulde bis zum Rande an und es erschien mir unbegreiflich, daß der kleine Vogel die alle bedecken wollte.

Wie er dies anstellte, würde ich bald sehen! Mit einem Helfer schaffte ich eine Versteckhütte in die Nähe des Nestes und stellte sie drei Tage hindurch immer etwas näher heran. Da war sie nur noch fünf Meter vom Nest ab - dicht genug, um den Vogel zu beobachten und sein Tun mit der Filmkamera festzuhalten, weit genug, um ihn nicht zu stören.

Am einem der letzten Matitage gehe ich in aller Frühe mit einem Helfer zur Versteckhütte. Die schon vorher auf dem Stativ befestigte und aufgezoogene Filmkamera ist schnell eingerichtet, dann setze ich mich auf mein Klappstühlchen; mein Begleiter haßt die Eingangstür zu und geht davon. Leider benimmt er sich nicht ganz so, wie ich es erwartet habe. Ich hatte ihm nämlich gesagt, daß er während des Fortgehens unaufhörlich laut sprechen sollte. Er hat wahrscheinlich gewisse Hemmungen, sich selbst etwas zu erzählen, denn schon nach wenigen Schritten schweigt er in neun Sprachen. Aber ich hoffe wohl mit Recht, daß die Kalle mit ihren scharfen Sinnen trotzdem sein Verschwinden bemerken wird.

Darum luge ich durch einen kleinen Schlitz in der Hüttenwand scharf zum Rallenheim. Ob der Vogel bald kommen wird? Dicht und undurchsichtig wie eine Mauer stehen die verwitterten Rohrhalme um das tiefnapfige Nest. Wenn der Sturm in wütenden Stößen heranspringt, neigen sie sich leise schnurrend hin und her. Es ist schwer, in sie hineinzusehen. Braun und gelb sind die Halme, schwarz die scharfen Schatten, die sie werfen. An ihrer ragenden Wand gleitet mein Blick hin und her. Auf einmal bemerke ich einen roten Strich zwischen zwei daumendicken Rohrstengeln. Was mag das sein? Jetzt bewegt er sich - es ist der Schnabel der Wasserralle! Er verschwindet hinter den Halmen, taucht in einer Lücke erneut rot blinkend auf und ist wieder fort. Doch hell durch das Rohr blinkende Wellenkreise zeigen mir, daß der Vogel immer in der Nähe des Nestes bleibt. Mein Blick huscht schnell zur Armbanduhr. Es sind erst drei Minuten seit dem Fortgang meines Helfers verstrichen! Wieder schaue ich hoch in den Rohrwald. Jetzt sehe ich keinen

Schnabel und keinen Wellenkreis. Ist der Vogel wieder davon? Ein dumpfes Knurren ganz in der Nähe sagt mir, daß es nicht der Fall sein kann. Jetzt schaue ich auf das Nest. Dorthin muß die Kalle ja kommen, in dem Rohrdickicht ist sowieso wenig zu erkennen.

Eben glüht ein roter Punkt in der Sonne auf. Es ist die Schnabelspitze der Kalle, die aus der dunklen Schilfwand ins Freie sticht! Mein griffbereiter Finger

Lied der Pommern

GEDICHT VON PAUL BENDLIN †

Blau und weiß sind Pommerns Fahnen,
rauschen über Meer und Land;
blau und weiß sich Wogen bahnen
sturmbewegt zum Meeresstrand.
Laßt die Pommernfahnen wehen
wie die Wogen stolz und schwer!
Laßt uns treu zur Heimat stehen,
zu dem schönen Land am Meer!

Sturmesang in heil'gen Wäldern,
Wogenschwall und Glockenklang;
in den Hütten und auf Feldern
Lieder, die die Mutter sang.
Wolken weiß im Blauen wehen,
von den Bergen bis zum Strand
Sonnenglanz auf blauen Seen:
das ist unser Heimatland.

Festlich in der Zeit der Maien
blau und weiß der Flieder blüht;
Herzen sich in Treue weihen,
wenn die Liebste hold erglüht.
Greisenland, in deinen Gauen
alte Sitte wird gewahrt!
Ehrt die Heimat, ehrt die Frauen
und die alte Pommernart!

Wenn das Volk in schweren Stürmen
mutig um sein Schicksal ringt,
Glocken rufen von den Türmen
und die Not zum Kampfe zwingt:
Wahrt der Heimat alte Treue!
Hebt zum heil'gen Schwur die Hand!
Schwört den alten Schwur aufs neue!
Haltet fest am Heimatland!

krümmt sich unendlich langsam und drückt den Auslöser. Leise schnurrt die Kamera, wütend rauscht und raschelt der Sturm im Rohrdickicht. Jetzt schiebt sich der Kopf des seltenen Vogels lang, schlank und vorsichtig über das Nest. Unbeweglich hält sie einen Augenblick den blutroten langen Schnabel, scharf und prüfend blickend die zinnoberroten Augen. Sie merken nichts. Weiter gleitet der blaugrau schimmernde Hals vor, der braune, schwarzgefleckte Rücken wird sichtbar und nun sitzt die Kalle auch schon im Nest. Flach und mit gebreitetem Gefieder quillt sie über die Eier und hüllt sie in ihren Federmantel. Aber noch ist nicht alles in Ordnung! Der

Kopf neigt sich, der Schnabel stockert im Gelege und auch die Beine gehen wie Kolbenstangen hin und her und helfen mit, die vielen Eier so zu wenden, wie es sich gehört. Ohne studiert und große Versuche gemacht zu haben, weiß der Vogel doch, daß dies notwendig ist - weshalb es notwendig ist, nun, darüber macht er sich keine Gedanken. Dazu sind die Professoren da, um festzustellen, daß sich sonst die Eidotter verlagern und die zarten Dotterhäutchen reißen würden.

Jetzt sitzt die Kalle ganz ruhig. Staunend gewahre ich, daß eine Kalle doch immer eine Kalle bleibt. Sie drückt sich so in ihr tiefes Nest, daß ich Mühe habe, sie von meinem Versteck aus zu erkennen. Oft kann ich nicht unterscheiden, wo der Vogel aufhört und das Schilf anfängt.

Bis zum Mittag bleibe ich heute in meinem Versteck, auch später war ich noch mehrere Male da. Erst nun klärte sich manches, was mir erst seltsam und unwahrscheinlich erschien, bis ich erkannte, daß beide Rallen brüteten. Gewöhnlich stand die Brütende nach einer knappen Stunde auf, verschwand im Rohr und kam dann sofort wieder. Männchen und Weibchen gleichen sich fast auf die Feder bei der Wasserralle und so wird es verständlich, daß es eine ganze Zeit dauerte, bis ich heraus hatte, daß der wiederkommende Vogel jedesmal die Ablösung war. Einige Male ließ die brütende Kalle ohne erkennbare Ursache ihr tiefes Brummen hören. Dann hatte sie den Schnabel fast ganz geschlossen und stieß die Luft aus der geblähten Kehle.

Als seit dem Vollzähligsein des Geleges 13 Tage verstrichen waren, saß ich lange im Versteck. Meine Hoffnung, eine Kalle schlüpfen zu sehen, wurde nicht verwirklicht. Erst nach zwei Tagen konnte ich wieder hin. Nun erlebte ich eine mächtige Überraschung. Da der Sturm im Rohr wühlte, mußten uns die Rallen wohl erst in letzter Sekunde bemerkt haben. Wenige Meter vor mir huschte der Altvogel wie eine Ratte vom Nest - und zehn kohlschwarze Rallenkinder rannten wie die Mäuse hinterher. Mit Leichtigkeit schwammen sie durchs tiefe Wasser und waren im Augenblick alle unsichtbar. Ich setzte mich in meine Hütte und hoffte, daß sie wieder auf das Nest kommen würden. Einige Minuten nach dem Fortgang meines Helfers hörte ich noch die alten Rallen, wie sie brummend und mit leisem Klappern die Kleinen zusammenriefen. Dann war es still. Ich sah vor mir vier Stunden lang das leere Nest, auf dem einige Eischalen lagen, das letzte Andenken an eine Vogelart, die man nur in den vierzehn Tagen im Jahre sehen kann, da sie brüten.



Linolschnitt von Georg Sluyterman von Langeweyde



GRANATE

Von Ulrich Sander

1.

An jenem Morgen wollten eigentlich wohl die Lerchen singen. Der feuchtwarne Dunst des französischen Frühling hatte während der Nacht über den Hügeln gestanden und war dabei, sich mit der Morgenkühle in die Senken zu lagern.

Es schoß nur wenig. Es sollte wohl nicht geschossen werden, weil die Gräben voll Menschen liefen, wie die Wagengeleise bei Regen voll Wasser.

Auch von drüben kam wenig herüber. Man wußte, daß heute oder morgen oder übermorgen etwas bevorstand.

Beide Stellungen, sonst sich feindlich und fremd, waren an diesem Morgen untertan dem gleichen und größeren Schicksal: sie warteten. Eine Stellung wartete auf die andere. Eine würde sich erheben und angreifen, die andere lebendig werden und sich verteidigen.

Was heute oder morgen oder übermorgen vor sich ging, das würde über den ganzen Sommer, den Rest des Jahres, über Jahrzehnte hinaus, über ganze Völker entscheiden.

Eine Schlacht stand bevor.

Eine Schlacht mit außerordentlich sorgfältigen Vorbereitungen, so genau errechnet, aufgezeichnet, eingeteilt und vorbedacht, daß sie eigentlich gewonnen werden mußte.

Aber eigentlich wollten an diesem Morgen wohl die Lerchen singen, aber taten es nicht.

Hier und da setzte ein Tierchen an, stieg titulierend in die Höhe, aber verstummte und kam wie von ungefähr wieder zur Erde.

Vielleicht ließ sich an diesem Morgen nicht singen, der wie ein lauerner Luchs hinter den Höhen lag und unsichtbar blieb. Vielleicht schlugen an diesem Morgen, wie den Menschen, auch den Tieren die Herzen hoch in der Kehle und lähmten allen lauten Klang.

„O daß ich tausend Zungen hätte . . .!“

Tausend Zungen und aber tausend Zungen waren heute früh stumm, aber in Anruhe.

Die Kehlen schluckten. Die Zungen bewegten sich hinter den Zähnen. Leise und unhörbar kauten die Muskeln der Kinnbacken. Und vielfach klopften die Kiefer leise und unhörbar aufeinander, weil das Warten an diesem Morgen mehr denn jemals vorher von außen nach innen ging und peinlichst innegehalten werden mußte.

Die Zukunft der Völker hing von diesem Morgen ab.

Man könnte schon um Mittag, spätestens gegen Abend, einigermaßen übersehen, ob die Schlacht gewonnen war.

Man mußte an ihren Gewinn glauben, so genau und mächtig waren die Vorbereitungen gewesen.

Aber man weiß vom Sieg erst dann zuverlässig, wenn die Generalstabswerke ihn abgewogen und schriftlich niedergelegt haben.

Oder man bekommt es nicht mehr zu wissen, ob gesiegt oder vergeblich geschlagen, weil, ein an solchen Tagen häufiger und nicht unerwarteter Fall, der Soldat jener Sense anheimgegeben ist, die ihn weiterer Überlegungen über den Ausgang seiner Sache enthebt.

Auch das ist stumm hinzunehmen.

Kommt es, so ist es da.

Es ist unabänderlich.

Nur darf man wünschen, daß es rasch und gnädig, auch in würdiger Haltung vorübergehen möge.

Man selber kann nicht viel mehr dagegen tun, als geschickt und wie vorgeschrieben das Gelände auszunutzen und die Gegenseite so rasch wie nur irgend möglich wehrlos zu machen. Man verhindert sie so an weiterer Zerstörung der eigenen Kraft.

Aber man bezahlt dafür doch immer mit Blut.

Es wird selten billig. Meist teuer. So teuer, daß es in Geld oder sonstigen Werten nicht abzuschätzen ist. Es kann ein sogenannter „teuer erkaufter Sieg“ sein. Oder man „bezahlt“ den vergeblichen Angriff mit schweren Verlusten.

Irgend etwas müssen die Menschen zum Vergleich schon haben: sie entnehmen es allzu gern den Gebräulichkeiten des Handels.

An jenem Frühlingmorgen begann es plötzlich zu schießen. Wie auf einen Schlag dröhnten die Geschütze hinter den Hängen, aus den Trümmern verfallender Dörfer, mitten aus freiem Feld, ja, es hatten sich manche leichten Batterien sogar hinter den ersten Gräben flüchtig eingegraben.

Es war wohl fünf Uhr vierzig in der Frühe.

Zwischen vielen anderen Regimentern, die Kopf an Kopf die Gräben und Unterstände füllten und auf ihre Zeit warteten, befand sich auch eins von der Rüste. Zwar ohne Namenszug, auch ohne fliegenden Adler und Grenadierlizen, ein ganz gewöhnliches Regiment mit einer zweistelligen Nummer. Aber es war ein Regiment, das auch ohne einen hohen Chef seine Pflicht und Schuldigkeit zu tun gewohnt war, weil es in den Leuten, aus denen es bestand, so lag. Meist Landsleute aus derselben Stadt oder den Dörfern und Gütern um diese Stadt, noch dazu aus einer sehr schönen und alten Stadt, führte es seinen Krieg sozusagen still vor sich hin, wechselte wohl einmal die Stammcollennummern, blieb aber immer dasselbe.

Gewiß werden Regimente gegründet und auch einmal wieder aufgelöst. Aber was dazwischen liegt, das ist für die Ewigkeit, auch wenn es im einzelnen nicht immer gleich so aussieht. Abriens lag es in dem Geist der Bürger jener alten Stadt, aus der das Regiment stammte, daß sie ebenso gut aßen und tranken, keine schlechten Geschäfte machten, sich aber auch von niemandem etwas gefallen ließen, mochten es nun ein Wallenstein oder irgendein nordischer König oder ein pommerscher Herzog sein. Vielleicht war etwas von diesem Geist auf das Regiment übergegangen, das wortlos zusammenhielt, auf den Proviantämtern nie genug bekommen konnte, dann aber auch, war es soweit, zuschlug und, mußte es aushalten, still vor sich hin aushielt, solange noch jemand vorhanden war.

An jenem Tage wurde das Regiment vom Major Duëwell geführt, der im Frieden das erste Bataillon kommandiert hatte und nun wohl zum Oberstleutnant dran war. Sein Regimentsadjutant hieß Pantermöller, so daß in der Division das Wort

umging, wen der Panter nicht hole, den griffe sich der Duewell. Und wirklich war mit den beiden Männern nicht zu spaßen: groß und breitshultrig, von natürlicher Herzensgüte im Guten, von rauhen und harten Zugriffen, mußte einmal zugegriffen werden. Aber es war nicht oft nötig.

Dem Regiment gehörte als Ordonnanzoffizier der junge Herr von Preuß aus Groß Cleppien an, der unweit der Stadt wohnte, auch wohlhabend genug war, um bei den Manen oder Kürassieren zu stehen, jedoch es vorgezogen hatte, dem gleichen Regiment anzugehören, dem schon sein Vater, Großvater und Urgroßvater angehört hatten. Von seinem Arbeitszimmer in Groß Cleppien hatte er einen schönen Blick auf die Türme der alten Stadt und jenen Rathausgiebel, den man in Kunstbüchern oft findet.

Der Major hatte Frau und zwei Töchter in der Garnison gelassen, der Oberleutnant Pantermöller hatte sich gerade auf dem letzten Urlaub verlobt, während der Leutnant von Preuß im Herbst die Tochter eines guten Nachbarn geheiratet hatte und nun zu Hause ein Kind erhoffte.

Gasoffizier war der Oberlehrer und nunmehr Leutnant d. Res. Kochow, seines Zeichens Chemiker, der mit der Tochter des Pastors von Klein Cleppien, einem Fräulein Pohley, verlobt war, während den Posten eines Maschinengewehroffiziers der aktive Leutnant Jürgens auszufüllen hatte, der weder verheiratet noch verlobt, vielmehr in gewissen, nicht gerade festen, aber doch sehr freundschaftlichen Beziehungen zu Fräulein Erna Schult, der Tochter des Maurerpoliers Otto Schult aus dem Schuhhagen, stand.

Ein solches Regiment, kriegsstarke und mit vielerlei Aufgaben und Verrichtungen behaftet, kam nicht ohne einen Nachrichtenoffizier aus, zu dem der Major den ihm seit langem bekannten Leutnant d. Res. Redmann, von Beruf Schiffsreeder, ernannt hatte, eine glückliche Wahl, da der weitgereiste und weltbefahrene Mann das Nachrichtenwesen pflegte, als habe er sein Leben lang nichts anderes zu tun gehabt. Und da zum Stabe auch ein Gerichtsoffizier gehört, weil allerlei juristische Fragen paragraphengemäß abzuwickeln waren, meist nicht sehr erfreulicher Art, so hatte der Major hierzu den ihm ebenfalls wohlbekannten Leutnant d. Res. Bugenhagen bestimmt, der als Assessor am Amtsgericht jener Stadt tätig gewesen und seit langer Zeit in den Reihen des Regiments war, im Frieden noch als Einjährig-Freiwilliger, dann nach gelungenen Abungen Unteroffizier und Vizefeldwebel d. Res., bei Kriegsausbruch Leutnant, später Kompanieführer, auch Bataillonsadjutant. In einer der Flandernschlachten zusammengeschossen und mit einem steifen Arm wieder ins Feld zum Regiment gekommen, hatte der Major ihn zum Stabe genommen.

Wie es sich jedermann wohl denken kann, hatte der Schiffsreeder ein großes, schönes Haus mit Frau und drei gutveranlagten Kindern, auch noch mit Vater und Mutter zu Hause, dagegen war der Assessor Bugenhagen noch nicht zu einer Wahl gelangt, auch noch nicht einmal zu einem Ansatz hierzu. Und das aus einem Grunde, der bei einem Juristen verständlich ist: er pflegte allzu genau zu prüfen, auch wohl allzu lange zu überlegen, und hatte es daher, nicht mehr der Jüngste, zweimal, manche meinen sogar dreimal erleben müssen, daß ihm jemand zuvorgekommen war. Vielleicht wollte er nun das Ende des Krieges abwarten, zu dem der heutige Morgen ja unter ausreichenden Umständen den Anfang machen konnte, und dann zu einer Wahl schreiten, wie sie ihm vorschwebte. Ubrigens ist es nicht zu viel oder zu wenig, auch nicht bössartig gesagt, wenn man in diesem Fall behauptete, der Assessor Bugenhagen

wäre sehr wohl geeignet gewesen, einer kriegsverwitweten Frau mit Kindern Mann und Vater zu ersetzen.

Zum Regimentsstabe gehörten ferner noch die beiden Vizefeldwebel Timm und Teklaff, der erste aktiv, der zweite von Beruf Baumeister, der Unteroffizier Stuhlt, im Zivil auf dem Silo des Ein- und Verkaufsvereins tätig, wohl eine Art Bodenmeister, der aktive Unteroffizier Rütting, der Schneider gelernt hatte, ehe er dabei blieb, der Befreite Heuer, in friedlichen Zeiten bei Spediteur Wegner tätig, und der aktive Befreite Ewert, der von gelehrter Profession Stellmacher gewesen war.

Schließlich noch, um es nicht zu vergessen, weil dieser Stab, wie ein gutes Ensemble bei dem Theaterwesen, eine geschlossene Einheit war, der Musketier Passow, von Beruf Postbeamter, die Burschen und Melder, samt und sonders Leute, mit denen sich der Major überall sehen lassen konnte.

Man könnte noch mehr von ihnen allen erzählen, die nun seit Jahr und Tag unterwegs waren, zusammenhielten, wie Pech und Schwefel, auch wohl einmal ihre Launen hatten und zu haben berechtigt waren, weil sie ohne Ausnahme und ohne jede Rücksicht auf Rang oder Dienststellung Persönlichkeiten waren. Jedoch beendete sich an diesem Vormittag ihrer aller Leben.

Um neun Uhr zehn vormittags erhob sich das Regiment aus seinen Gräben.

Um neun Uhr vierzig war es im Besitz der ersten englischen Stellung.

Um zehn Uhr siebenundzwanzig, wie die stehengebliebenen Uhren angezeigt haben, schlug eine letzte, englische Granate in jenen Graben der zweiten Linie und löschte den gesamten Stab des Regiments so aus, daß man ihn, nach vorsichtiger Bergung der Wertsachen, begrub, wie man ihn vorfand.

Der Stab des ersten Bataillons mußte das Regiment übernehmen.

2.

In einer so feinen, alten Stadt, wie es die Garnison jenes Regiments war, kommt es wohl vor, daß das aktive Regiment auszieht, die Kasernen aber von denselben Blondköpfen und Riesen gefüllt werden, wie sie landesüblich sind. Die Rekruten treten an die Stelle der Aktiven.

Gleichzeitig aber macht sich die alte, gediente Landwehr fertig und übernimmt die Führung.

Die Aktiven in Stellung, Rekruten und Landwehr in den Kasernen: morgen könnte noch ein solches Regiment ausrücken. Und ein kräftiges Land schießt noch ein Regiment und noch eins in die Kasernen, bis es sich ausgeblutet hat.

An jenem Tag, dem 21. März 1918, faßte sich das aktive Regiment mitten in der Schlacht, als es seinen ganzen Stab verloren hatte, wieder so rasch, wie sich in einem Krieg die Lücken zu schließen pflegen.

Anfangs spricht es sich trotz allen Lärms leise durch die Kompanien, getragen von den Meldern, herum: der Major, der sei tot. Auch der Oberleutnant Pantermöller. Der sei auch tot. Und fragt dann einer, wie es gekommen ist, so erzählt der Melder im Vorbeigehen, ja, das sei alles von einer einzigen Granate gekommen. Sie seien alle tot, der Leutnant von Preuß, Kochow, Jürgens, Redmann, auch Bugenhagen, Timm, Teklaff, Stuhlt, Rütting, Heuer Ewert, Passow und alle Burschen.

Es ist möglich, daß in der Erregung einer Schlacht auch einmal zu viel gesagt wird.

Ein gutes, zuverlässiges Regiment bleibt bei der Sache und fürchtet sich nicht vor den Verlusten.

Aber in diesem Fall konnten die Meldern kaum zu viel sagen. Es stimmte schon so. Der ganze Stab war tot.

Dennoch aber ging die Schlacht weiter. Man nahm Stellung nach Stellung, eroberte auch jene schwere Haubitzenbatterie, aus deren einem Rohr der verhängnisvolle Schuß gekommen war, allerdings ohne das Geschütz zu erkennen. Und selbst wenn erkannt, so hätte das Regiment diesem Geschütz keinen Vorwurf machen können, denn es hatte doch auch nur seine Pflicht und Schuldigkeit getan. Wohl aber mögen die Geister der Schlacht es so sonderlich gefügt haben, daß mit Kreide auf die Rohre dieser Batterie die Nummer jenes Regiments geschrieben worden ist, das seinen Stab durch eine einzige Granate, noch dazu die letzte, dieser Batterie verloren hatte.

Die Stadt war an jenem Tage in Unruhe über ihr Regiment. Daß es Opfer kosten würde, war vorauszusehen. Es würden schon am ersten Schlachttage viele fallen.

Aber wer würde das sein?

Da fast alle Familien einen oder auch mehrere Angehörige draußen beim Regiment hatten, so hofften die meisten, von den Ihrigen, nein, da werde keiner fallen. Im Gegenteil, sie sahen im Geiste die Ihrigen wohlbehütet und besonders tapfer, womöglich schon auf dem siegreichen Schlachtfeld durch eine Erhöhung im Dienstgrad oder gar einen Orden ausgezeichnet. So muß es in einem ruhigen und harten Land auch sein. Treten Verluste ein, so wird man sie schon rechtzeitig erfahren und ausreichend beklagen und beweinen können. Selbst darin hält ein ordentliches Land Maß, weil es weiß, daß noch so laute Klagen und noch so viele Tränen das Schicksal nicht nur nicht ändern, sondern nur schwerer und lastiger machen.

Daß aber nun gerade der ganze Regimentsstab schon so früh am ersten Tage samt und sonders von einer einzigen Granate fallen würde, das hatte niemand in dieser stolzen, alten und selbstbewußten Stadt auch nur ahnen können.

Am Abend dieses ersten Tages war die Stadt in jener leisen Erregung, die dazu führt, daß auch die schweigsamsten Menschen sich in die Gesellschaft anderer begeben, selbst wenn sie gar nichts sagen wollen.

Auf den Straßen standen die Gruppen an den Ecken. Vor den Häusern der Vorstädte sammelten sich die Hausfrauen. Selbst die Ausgebauten ganz weit draußen vor der Stadt gingen wohl ein Stück ihres eigenen Feldweges bis an die Chaussee heran und standen dort. Die Kinder spielten draußen bis zum Dunkelwerden und wollten nicht in die Betten. Sie wußten nicht, was es war. Aber es lag so in ihnen. Manche von ihnen, nicht nur einige, waren um diese Stunde schon Waisen und ahnten es nicht.

Der Kommandeur des Ersatzbataillons, der Major d. Res. Ruge, von Beruf und Titel Justizrat, stand in einem besonderen Verhältnis zum aktiven Regiment draußen. Er hatte den Vormarsch bis Paris mitgemacht und war an der Marne schwer verwundet worden, drum aber bald wieder hinausgegangen und in Flandern abermals, jedoch diesmal leichter verwundet worden. Nun fiel dem schon betagten Mann der Felddienst so schwer, daß er guten Gewissens, mit beiden Eisernen Kreuzen versehen, den Befehl zur Übernahme des Ersatzbataillons ausführen konnte, ohne scheel angesehen zu werden. Dies, soweit es ihn persönlich betraf.

Aber es war noch mehr. Er hatte mit dem Regiment drei Söhne ins Feld geschickt, jedoch nur noch einen von ihnen am Leben. Sein jüngster war ihm sogar als Fähnrich im eigenen Bataillon unter den eigenen Händen gefallen. Das will ertragen sein, weil ein Vater, mag er ein noch so guter Soldat sein, Zeit seines Lebens doch heimlich grübelt, ob sein Kind zu Tode gekommen wäre, wenn er dies so oder nicht vielmehr besser anders geleitet und angeordnet hätte. Das war das Zweite.

Das Dritte: der Regimentsadjutant, Oberleutnant Pantermöller, der sich gerade auf dem letzten Urlaub verlobt hatte, war der Bräutigam seiner Tochter Annemarie. Hoffentlich war es nur der letzte, nicht sein letzter Urlaub gewesen. Unmittelbar nach Friedensschluß sollte geheiratet werden. Aussteuer und Wohnung waren schon bestellt und vorgesehen.

Zum Vierten aber hatte der Major d. Res. Ruge noch eine Tochter beim Regiment: auch die Frau des aktiven Kommandeurs, des Majors Duewell, Margarete, war seine Tochter.

Es ist gut für ein Regiment, wenn es so tief und fest in der Bevölkerung seines Standortes wurzelt. Aber es wird bitter und sauer und schwer schmerzhaft, wenn ein solches Regiment harte Tage durchzumachen hat und die Verluste nicht nur einmal, sondern zwe- und mehrfach in die Familien schlagen. Vater und Sohn in demselben Regiment können womöglich besser zusammen kämpfen als anderswo, aber die Frau zu Hause kann dann auch Mann und Sohn zur selben Stunde verlieren.

Der Kommandeur des Ersatzbataillons, Major d. Res. Ruge ist am frühen Morgen des 22. März 1918 wie immer ruhig und fest auf sein Dienstzimmer in der Kaserne gegangen.

Oben über den Dächern wehten im Seewind wegen des jungen großen Sieges die Fahnen. Überall kamen sie aus den Dachluken und flatterten in der Frühlingssonne.

Aber Nacht würden die ersten Verlustmeldungen eingelaufen sein.

Der Adjutant, ein nicht mehr kriegsverwendungsfähiger Aktiver, empfing seinen Kommandeur.

Der Major warf einen fragenden Blick in die Augen seines Mitarbeiters.

Dessen Augen hatten wohl Siegesfreude, aber doch eine Unruhe, die dem alten Mann andeuteten, daß etwas geschehen sei.

Der Major setzte sich in seinen Stuhl und hatte den Adjutanten neben sich.

„Nun, Medenwald, was ist? Pantermöller . . .?“

„Jawohl, Herr Major!“

„Hmh!“

Der alte Mann sackte mit dem Kopf ein wenig tiefer, stützte ihn so in die Hand, daß der Mund noch zwischen Zeigefinger und Mittelfinger frei war, suchte mit dem Ellbogen Halt auf der Lehne seines Stuhls und sah aus dem Fenster.

Pantermöller also tot. Man würde es Annemarie gegen Mittag vorsichtig beibringen müssen. Sie war in einer blühenden Reife und würde schwer getroffen sein.

„Hmh!“

Der Adjutant ließ kein Auge von seinem Kommandeur. Sie wären beide heute lieber draußen beim Regiment gewesen, nicht nur wegen der Lorbeeren.

Der Alte richtete sich mit einem Ruck auf:

„Noch jemand, Medenwald?“

„Jawohl, Herr Major!“

„. . . Duewell?“

„Jawohl, Herr Major!“

„Hmh! Ach, ach, ach!“

„Mein gehorsamstes Beileid, Herr Major!“

„Danke, danke, mein Lieber: Nummer drei und vier, etwas hart für einen alten Menschen!“

„Der ganze Stab, Herr Major! Eine Granate!“

„Alle . . .?“

„Alle, Herr Major!“

„Wer noch . . .?“

Der Adjutant las vor, wer noch in den Bataillonen gefallen oder verwundet war. Eine lange Reihe.

„So . . . ! Dann wollen wir . . . !“

Der Dienst des Regiments. Die Wohlthat einer pflichtmäßigen Beschäftigung. Der Zwang, sich von der persönlichen Trauer unverzüglich und alsbald der Frage zuzuwenden, wie die gestern entstandenen Lücken zu schließen seien: eine schmale, aber zuverlässige Bohle über den brausenden Fluß des Schmerzes.

Gegen Mittag erhob sich der Major und hatte seinen Zettel im Aufschlag. Die Gänge, die gefaßt und wohlüberlegt zu gehen waren.

„Darf ich mitkommen, Herr Major?“

„Wenn Sie mich in einer Stunde mit dem Krümperwagen zu Hause abholen wollen, Medenwald . . . ?“

„Jawohl, Herr Major . . . !“

Es ziemt sich nicht, davon zu erzählen, wie ein alter Major seinen beiden Töchtern beigebracht hat, daß sie seit gestern mittag keinen Mann und keinen Verlobten mehr hätten. Wer weiß, ob die beiden Frauen nicht schon wußten, als sie den Vater über die Schwelle treten sahen. Zwei schwere, dumpfe Schläge, unter denen alle Fassung nachgab, dann aber die strenge Aufrichtung aus dem Verzicht auf Klage. Der eigenen Frau und Mutter halfen schon drei Menschen über die Nachricht.

Drei Menschen, einen alten Mann und zwei verwitwete Frauen, holte der Adjutant zu Wagen ab.

Vier Menschen, zwei Frauen und zwei Offiziere, halfen der jungen Frau von Preuß, daß sie nicht Schaden nähme an ihrem fruchtbaren Leibe.

Auf dem Rückweg fuhr der Krümperwagen über Klein Cleppien und hielt solange vor dem Pfarrhaus, bis die Vier auch dem Fräulein Pohley darüber hinweg geholfen hatten, daß der Leutnant d. R. Kochow nicht mehr käme.

Der Ordnung und Kameradschaft halber befahl der Major, daß der Wagen seinen Rückweg über den Schuhhagen nähme, um dort selber dem Fräulein Erna Schult, Tochter des Mauerpoliers Otto Schult, mitzuteilen, daß sie beide, wenn auch auf verschiedene Art, so doch den gleichen guten Freund, den Leutnant Jürgens, gestern verloren hätten.

Der Wagen hielt dann vor der großen Redmannschen Villa. Die alte Frau Redmann wußte, was er zu bedeuten hatte und ging gleich darauf mit ihren Enkelkindern in den Garten, weil es sich im Freien und gehend besser abmachen läßt.

Der Wagen hielt auch vor der Wohnung des alten Amtsanwalts Bugenhagen.

Er verschmähte es nicht, vor dem Zimmer der Braut des Vizefeldwebels Timm zu halten, stand auch vor dem Haus des Baumeisters Tezloff, fuhr am Silo vorbei zu der nunmehrigen Witwe des Bodenmeisters Stuhlt, zu der Braut des Unteroffiziers Rütting, zur Witwe Heuer, die bei Spediteur Wegner im Hinterhaus wohnt, fragte sich durch nach der Braut des Stellmachers Ewert und des Postbeamten Passow, suchte die Witwen der gefallenen Burschen auf und kam abends spät wieder zurück.

Eine schmerzliche Fahrt gewiß, aber auch eine stolze und aufrechte und sehr kameradschaftliche Fahrt, die dem Regiment nicht vergessen worden ist.

Sie waren ja alle aus demselben Lande, standen bei demselben Regiment und waren unter derselben Granate gefallen.

Ubrigens, sofern das noch gesagt werden muß, für dasselbe Vaterland.

In diesen Tagen ist jene Fahrt schon und erst zwanzig Jahre her.

Sie ist es wert, niemals vergessen und gegebenenfalls wiederholt und nachgeahmt wie ein Vorbild zu werden.

Die Geschichte der Sidonie von Beck

VON ELMAR SCHOENE

Oskar hat uns die Geschichte ein paarmal erzählt. Obwohl sie mir und auch anderen bemerkenswert genug erschien, hat er sich trotz unserem Zureden aus Gründen, die ich nicht kenne, vielleicht ganz einfach aus solchen der Bequemlichkeit, doch nicht verstehen können, sie niederzuschreiben. So habe ich mich denn entschlossen, es zu tun, und ich hoffe, die Erzählung Oskars in ihren wichtigsten Einzelheiten richtig wiederzugeben.

Als ich das letztemal auf Rügen war - pflegte er seinen Bericht zu beginnen -, hatte ich auf der Strandpromenade von Binz eine merkwürdige Begegnung. Sie versetzte mich auf einmal wieder in meine erlebnisreichste Zeit, in das Moskau von 1918 zurück. Ich stand müßig in der Nähe des Kurhauses, als mir eine Dame entgegenkam, deren Haltung oder Gang mich irgendwie bekannt ansprachen. Sie war ziemlich groß, gut und unauffällig gekleidet und mochte nahe an vierzig sein. Aus ihrem unregelmäßigen, keineswegs hübschen Gesicht blickten mich graue Augen, die groß, aber ohne Wärme

waren, ein wenig spöttisch an und gleichsam mit einer gewissen Neugier, ob ich sie wohl erkennen würde. Ich machte eine unsichere Bewegung, halb auf sie zu, wie man es in solchen Fällen zu tun pflegt. Sie blieb stehen. „Herr Oberleutnant“, sagte sie ganz langsam, und der Spott, der in ihren Zügen lag, schien sich noch um ein wenig zu verstärken. Ich schwieg, ich wußte durchaus nicht, was ich daraus machen sollte. „Nun, ich sehe, Sie erkennen mich doch nicht mehr. Eigentlich sollte ich Ihnen auch nicht die Hand geben, wissen Sie warum? Sie wiederzusehen, bedeutet für mich die Erinnerung wachrufen an die Begebenheit meines Lebens, die mir noch jetzt manchmal die unangenehmste von allen erscheint.“ Sie hielt einen Augenblick inne, fuhr aber sogleich wieder fort: „Aber da dies alles jetzt wieder vorbei und für immer verwunden ist, will ich Sie doch als den alten Bekannten begrüßen, der Sie mir schließlich sind.“

Diese Worte und der etwas harte, die baltische Herkunft der Sprecherin verratende Klang ihrer Rede ließen mich end-

lich erkennen, wen ich vor mir hatte. Ja, sie war es, nur sie konnte es sein, das Fräulein Sidonie von Beck. Ich nannte sie bei ihrem Namen, oder doch dem Namen, den sie damals geführt hatte, und beugte mich über die mir entgegengestreckte Hand.

Nun war in der Tat unser erstes und einziges Zusammenreffen unangenehmer Art gewesen, und wenn ich mich auch von persönlicher Schuld frei glaubte, vielmehr die damaligen Umstände den Verlauf und Ausgang unserer Begegnung zu verantworten hatten, so genügte doch die jetzt plötzlich aufquellende Erinnerung an die Stunde, in der ich ihr damals in Moskau zum ersten Male gegenüber gestanden hatte, um mich in einen Zustand kaum zu verbergender Befangenheit zu versetzen. Ich schwieg, und sie sah mich eine ganze Weile mit einiger Bestürzung an. „Ich muß Sie um Entschuldigung bitten“, brachte ich schließlich ziemlich mühsam hervor, „aber Sie erinnern sich, daß ich damals im Dienst war. Ich war unritterlich zu Ihnen, ich weiß es. Dennoch, glaube ich, mußte ich es sein, um zu erfüllen, was mir in jenem Augenblick als meine Pflicht erschien.“

„Es ist ja heute gar nicht mehr der Rede wert“, schnitt sie meine ungelassenen Erklärungen ab. „Kommen Sie, lassen Sie uns irgendwohin gehen. Ich will Ihnen erzählen, wie alles mit mir weitergegangen ist und wie es kommt, daß Sie mich hier wiedersehen.“

Ich folgte ihr, und auf dem kurzen, schweigsam verlaufenen Gang in ein nahegelegenes Café stiegen immer deutlicher jene Moskauer Tage, die mich Sidonie von Beck in so ungewöhnlicher Art gegenübergestellt hatten, wieder vor mir auf. Ich war damals als junger Offizier, dem es gelungen war, aus der Gefangenschaft aus Sibirien zu entfliehen, unserer diplomatischen Vertretung im roten Moskau als Verbindungsmann zur Heeresleitung zugeteilt. Zusammen mit einem älteren Kameraden, einem Rittmeister, und einer Handvoll Husaren bewohnte ich ein einzelstehendes geräumiges Haus, in dem sich auch unsere Geschäftszimmer befanden. Eines nachts - der Rittmeister war kurz vorher auf Urlaub in die Heimat gefahren - hörte ich, als ich nach Hause gekommen war und mich gerade zum Schlafenlegen wollte, im Nebenzimmer ein Geräusch. Ich trat vorsichtig an die Türe, und schon ein kurzes Laufchen bestätigte mir, daß in dem Zimmer, das sonst der Rittmeister bewohnte, jemand war. Wir mußten damals vorsichtig sein. Wir hatten wichtige Papiere im Haus, deren Kenntnis manch einer in Moskau hoch bezahlt hätte. Ich ging also hinunter, holte mir einen Husaren, hieß ihn seinen Karabiner mitnehmen und entsichern, und leise wieder in meinem Zimmer angekommen, öffneten wir plötzlich die nicht verschlossene Tür. Ich griff rasch zum Schalter, und wie das Licht aufblinzelte, sah ich ein junges Mädchen sich im Bett meines Kameraden aufrichten und uns angstvoll ansehen. Auf meine strenge Befragung nannte sie ihren Namen und gab an, eine Deutschrussin aus den baltischen Provinzen zu sein, die in Sachen ihres Bruders, ihres einzigen noch lebenden Verwandten, nach Moskau gefahren und hier von der Revolution überrascht worden sei. In die Heimat zurückgehen, bedeute für sie den sicheren Tod. So habe sie hier bisher mit Erfolg versucht, sich vor den Bolschewisten verborgen zu halten, was um so notwendiger sei, als, wie sie unterdessen erfahren, ihr Bruder jetzt bei den Weißen stehe. Zuletzt habe ihr der Rittmeister, den sie durch Zufall kennengelernt, für die Zeit seiner Abwesenheit dies Asyl geboten, da sie natürlich ohne feste Wohnung sei, und sie erwarte von der Ritterlichkeit seines Kameraden, daß er ohne weiteres sein Einverständnis hiermit erklären würde...

Dies alles klang nicht ungläubhaft, solche Schicksale gab es damals die Fülle - aber was wußte ich! Es gab auch Spitzel

und Spione genug, und daß der Rittmeister mir bei seiner allerdings plötzlichen Abreise nichts von seinem Schützling gesagt hatte, mußte mich ebenfalls sonderbar berühren. Ich hatte die Verantwortung für das, was sich in diesem Hause zutrug, und da es manches enthielt an Urkunden, Briefen, Niederschriften, die keinesfalls für die Ohren der damaligen Moskauer Außenwelt geeignet und bestimmt waren, konnte ich hier niemanden Unbekannten dulden. Nun, es gab einen längeren, sehr peinlichen Auftritt, als ich ihr sagte, daß ich sie durch den Husaren in die Botschaft führen lassen würde, wo sie sich über die Nacht im Vorraum aufhalten könne, und am nächsten Morgen müsse sie sich dann selber weiterhelfen. Es war vielleicht ein Todesurteil, ich wußte es, das ich damit aussprach. Aber ich war Soldat, und man mußte in jenen Tagen höllisch wachsam sein. Ich gönnte ihr noch eine Weile, ihren Gefühlen freien Lauf zu lassen, und schließlich ergab sie sich in ihr Schicksal, zog sich wortlos an, während wir uns zu den Fenstern wandten, und folgte dann ihrem Begleiter in die Nacht. Ich selbst ging mißmutig zu Bette, wie immer, wenn man Zweifel an der eigenen Handlungsweise hat. Und doch glaube ich, würde ich auch heute in der gleichen Lage kaum anders handeln können, als ich damals tat. Es gibt immer für den Soldaten in Feindesland, und als solche betrachteten wir uns damals in Rußland trotz Friedensschluß noch durchaus, unangenehme Zwänge.

Niemals hätte ich geglaubt, daß das Fräulein von Beck mir noch einmal in meinem Leben begegnen würde, und aller Wahrscheinlichkeit nach hätte auch für sie, wenn sie kein Spitzel gewesen, sondern in jener Nacht die Wahrheit gesprochen hatte und eine baltische Adlige und noch dazu die Schwester eines Offiziers war, der in einer der weißen Armeen kämpfte - aller Wahrscheinlichkeit nach hätte auch für sie das Ende erbärmlich sein müssen.

Nun aber saß sie vor mir, an einem friedlichen Sommertage an der Ostsee, in bester äußerer und innerer Verfassung, wie mir schien, glatten Gesichtes, wenn auch natürlich die erste Jugend hinter ihr lag, und unleugbar so, als seien die Moskauer Schrecken und Ängste niemals gewesen, als hätten sie in ihrem Innern keinerlei Spuren hinterlassen. War das wirklich so?

Ihre ersten Worte schienen mir fast eine Bestätigung zu geben. „Ich bin heute längst über alles hinaus“, begann sie, „es ist so weit - es ist so, als ob es niemals gewesen wäre, meine Kindheit in Livland, der Krieg, der Umsturz, Moskau, das ganze Rußland überhaupt. Ich habe hier in Deutschland geheiratet, auch das ist schon lange her, und bin eine ganz gewöhnliche Frau Herber geworden. Die baltische Baroness, mein Gott, wo ist sie hin? Merkwürdig übrigens, daß Sie meinen Namen, meinen Mädchennamen so gut behielten - sie scheinen ein zuverlässiges Gedächtnis zu haben.“

Ich erwiderte ihr, daß die Umstände unserer Moskauer Begegnung immerhin selbst für jene Zeiten so ungewöhnlich gewesen waren, daß sie sich mir mit beinahe allem, was damals zwischen uns gesprochen, fest eingepägt hätten. Außerdem hätte ich nach meiner Rückkehr in Berlin zufällig auch den Rittmeister getroffen, von dem mir alles bestätigt worden sei. Ich hätte also einigen Grund gehabt, mir über mein damaliges Verhalten Gewissensbisse zu machen...

Sie winkte ab, doch schien sie die Erwähnung des Rittmeisters zu interessieren, und sie fragte nach ihm. Ich antwortete, daß er bald darauf im Grenzschutz gefallen sei, und diese Mitteilung berührte sie offenbar mehr, als man vielleicht hätte erwarten können. Immerhin, als ich sie nach einer Weile, um das Gespräch wieder aufleben zu lassen, bat, mir doch zu

erzählen, wie es ihr weiter ergangen wäre, willfahrte sie mir sofort und begann mit ruhiger Stimme.

„Ich bin, wie ich Ihnen schon sagte, in Livland auf dem Lande aufgewachsen, meine Mutter verlor ich schon als kleines Kind, und mein Vater starb gleich nach Ausbruch des Krieges. Da mein einziger Bruder im Felde stand, hatte ich allein mit unseren Gutsleuten und bezahlten Kräften unserem ziemlich ausgedehnten Besitztum vorzustehen. Ich war damals gerade 20 Jahre alt, und zunächst hatte ich viel Freude an meinen Pflichten und verwaltete sie so, wie ich es meinem Vater, der ein strenger Herr gewesen war, abgesehen zu haben glaubte. Doch mit der längeren Dauer des Krieges änderte sich dies. Ich wurde unsicher, ich fand den Ton nicht mehr zu meinen Leuten, und nach und nach stieg eine große Angst in mir auf. Ich bestürmte meinen Bruder in zahlreichen Briefen ins Feld, sich Urlaub zu nehmen, heimzukommen, nach dem rechten zu sehen, mich zu beschwichtigen. Aber wenn ich von einem kurzen Aufenthalt auf der Durchreise nach Petersburg, wohin er mit einem Auftrag 1916 geschickt war, wenn ich davon absehe, so blieb ich die ganzen Jahre allein und auf mich selbst gestellt. Ich weiß nicht, wie mir war, ich bin immer ein kühler Mensch gewesen, aber noch heute, wenn ich an jene Jahre zurückdenke, ist mir, als hätte ich damals die ganze Zeit über schon in mir getragen, schon geahnt, was uns bevorstand: den Zusammenbruch, den Umsturz, all die Schrecken, die dann kamen. Ich war beinahe erleichtert, als mich 1917 eine Nachricht erreichte, die mich von dem ungeliebt gewordenen Gutsleben befreite und mich mit gutem Grund veranlassen konnte, meine Zelte dort oben abzubrechen und nach Moskau zu gehen. Es handelte sich, um es kurz zu sagen, um meinen Bruder. Er war in irgendein Verfahren verwickelt und nach Sibirien geschickt worden, und mir waren Stellen in Moskau genannt, bei denen ich für ihn etwas tun und mich auch wieder mit ihm selbst in Verbindung bringen könnte. Die Ereignisse, die dann bald über Rußland und über Moskau hinweggingen, kennen Sie. Von meinem Bruder hatte ich zuerst einige Nachrichten, dann blieb er lange ganz verschollen, und gerade erst kurz vor unserer Begegnung hatte ich wieder von ihm gehört, und zwar, daß er bei den Weißen stand. Deren Sache verschlechterte sich, und damit wuchs auch immer mehr die Gefahr für mich. Ich war allein und ohne nennenswerte Hilfsquellen in der Hauptstadt, und immer weniger wußte ich, wo und wohin ich etwa hätte fortgehen können. Dann kam meine Bekanntschaft mit Ihrem Rittmeister, mein Zusammentreffen mit Ihnen, der Sie wenig Rücksicht gegen mich walten ließen, von Höflichkeit ganz zu schweigen - nun, Sie werden trotz allem vielleicht empfunden haben, daß Sie mich damals in das Nichts hinausstießen. Ich irrte einige Tage umher, und ich erinnere mich, daß ich damals sogar noch einen Regimentskameraden meines Bruders traf, einen Russen, an den ich mich um Hilfe wandte, obschon seine eigene Lage wohl auch nicht gerade rosig war. Wir verlebten einen ganz gemütlichen Abend, soweit das damals möglich war, und er machte mir schließlich den Vorschlag, mit mir zu fliehen, er wisse die Wege dazu, und mit mir an der Riviera eine Bar aufzumachen, wovon er sich einen großen Erfolg versprach. Russinnen würden die große Mode in Europa werden, meinte er, und mit meinem restlichen Schmuck, von dem ich ihm erzählt, ließe sich noch allerlei machen. Nun, ich traute ihm wenig, ich habe ihm nie getraut, ebenso wie ich euch nie verstanden habe, ich stehe zwischen ihnen und euch, und noch heute weiß ich eigentlich nicht, wohin ich gehöre. Manchmal erfüllt es mich mit einem großen Lächeln, wenn ich mich so sehe, wie Sie mich jetzt vor sich sehen, als deutsche Bürgersfrau oder wie Sie es ausdrücken wollen, was schließlich aus mir geworden ist.

Damals war mir natürlich weniger lächerlich ums Herz, und ich hätte vielleicht auch diesen Ausweg ergriffen, um aus der Hölle fortzukommen, die mich umgab. Das Schicksal wollte es anders. Man drang noch, als wir in seinem kümmerlichen Zimmer zusammensaßen, bei ihm ein und erschloß ihn, als er Widerstand leisten wollte, vor meinen Augen. Wie ein Wunder erschien es mir, daß man mich mit einigen zotigen Anspielungen laufen ließ, aber selbst wenn man mordet, hat man dort wenig Folgerichtigkeit. Immerhin hätte es nicht mehr lange dauern können, das wußte ich, und so versuchte ich schließlich, den einzigen Weg zu gehen, den es damals für uns russische Frauen noch gab, soweit wir fort wollten oder fort mußten. Sie wissen wahrscheinlich, was ich meine, die Scheinheirat mit einem der um jene Zeit zahlreich heimkehrenden deutschen Soldaten.

Ich fand meinen Retter in der wenig ansehnlichen Gestalt eines sächsischen Kanoniers, der sich in der Gefangenschaft in Sibirien als Schneider, der er war, offenbar leidlich durchgebracht hatte und der mir im übrigen gutmütig genug erschien, um weitergehender Ansprüche von ihm sicher zu sein. Wir wurden einig, handelseinig, muß ich wohl sagen, ich gab ihm unbedenklich, was ich noch besaß. Mir war schließlich alles gleichgültig geworden, und ich dachte mir, erst einmal in Deutschland angekommen, schon weiter zu helfen. Es ging alles nach Wunsch, und Sie können sich meine Gefühle vorstellen, als sich endlich der Zug mit mir als Soldatenfrau in der so ersehnten westlichen Richtung in Bewegung setzte. Ich war abgerissen, von der selbstverständlichen Würde des adligen Gutsfräuleins war nichts mehr übrig, und dennoch war ich unendlich befreit, war ich wieder hoffnungsvoll. Die etwas täppischen Aufmerksamkeiten meines ungewollten Begleiters konnten meine Stimmung auf der langen Fahrt kaum herabdrücken. Schließlich war die Grenze erreicht. Aber hier gab es noch eine Überraschung.

Die immer größer werdende Zahl russischer Frauen, oft wohl zweifelhafter Art, die mit den Soldatenzügen über die Grenze kamen, hatte anscheinend irgendeiner deutschen Behörde schwere Bedenken verursacht. Jedenfalls war seit kurzem angeordnet, daß auf das peinlichste geprüft werden solle, ob der Heimkehrer und seine Gefährtin wirklich verheiratet seien, anderenfalls diese nicht nach Deutschland hineinzulassen seien. Papiere konnten meist nicht vorgelegt werden. Daher mußte das Paar feierlich durch Unterschrift versichern, daß es in Rußland eine wirkliche Ehe eingegangen und auch willens sei, in Deutschland weiter als Eheleute zusammenzuleben. Was sollte ich tun? Mein biederer Sachse, Klemens hieß er mit Vornamen, flüsterte mir zu, daß auch dies nur eine Formsache sei, und den Schrecken vor Augen, der mich in Rußland wieder erwarten würde, unterschrieb ich. Es wurde uns eine Bestätigung ausgehändigt, die der Schneider zu sich steckte und wohl verwahrte. Dann ging die Fahrt weiter, und ich sträubte mich, da ich ohnehin nicht wußte, wohin ich gehen sollte, auch gar nicht dagegen, zuerst nach Dresden, der Heimatstadt meines nunmehrigen Gatten, mitzufahren.

Da er aus meiner Geschichte nicht wegzudenken ist, will ich Ihnen doch noch ein paar Worte über diesen Klemens sagen. Ich hatte schon zu Anfang festgestellt, daß er zwar einfachen Gemütes, aber gutmütig und im Grunde seines Wesens harmlos schien, und er ist es eigentlich auch immer geblieben. Ihn beherrschte damals eine aufrichtige Freude, wieder heimzukommen, wieder seinen Beruf als Schneider auszuüben, auf den er große Stücke hielt, wenn er eigentlich auch nur ein Flickschneider war. Natürlich war er nicht frei von Eitelkeit, von Prahlerei, und der Gedanke, daß er, als ein Kind des

Volk, mit einer baltischen Baroness verbunden war, mochte diese Verbindung auch eine noch so fragwürdige sein, schmeichelte ihm offenbar nicht wenig. Ich dachte mir, seine gute Wesensart erkennend, daß er mir in Dresden behilflich sein könne, in irgendeinem Beruf unterzuschlüpfen, daß wir in jedem Falle gut auskommen würden, bis mein Weg wieder von ihm fortführe. Aus diesem Gefühl heraus ging ich auch gern auf seinen Vorschlag ein, zuerst mit ihm zu seiner Mutter zu gehen, an der er sehr zu hängen schien. Sie würde schon die richtigen Ratschläge bei der Hand haben. Was hätte ich schließlich damals auch in Dresden, was überhaupt in Deutschland sonst anfangen sollen?

Allein diese Mutter war es, ohne die ich meine Rechnung gemacht hatte. Sie tat sehr erstaunt, als ihr Sohn sozusagen beweibt bei ihr eintrat, und gar nicht ausführlich genug konnte er ihr die Geschichte unserer Verbindung erzählen, während sie über seine Erlebnisse im Felde und in der Gefangenschaft, über all die Jahre der Trennung von der Mutter kaum ein Wort oder eine Frage verlor. Jede Einzelheit zerterte sie ihm förmlich aus dem Munde, den Schmuck, den ich gegeben, die Urkunde von der Grenze ließ sie sich zeigen und nahm sie an sich, und ihre Mienen erhellten sich im Ablauf dieser unserer ersten Unterhaltung mehr und mehr. Schließlich stand sie auf, ging ein paar Mal aufgeregt durch das schmale, kärglich eingerichtete Zimmer und trat dann plötzlich auf mich zu. „Nun seid ihr also Mann und Frau“, sagte sie mit so viel Feierlichkeit, wie sie wohl aufbringen konnte, „ich freue mich, daß es so gekommen ist. Wirklich, seltsam sind Gottes Wege. Ich freue mich - und ich begrüße dich, liebe Sidonie, hier bei uns in unserm bescheidenen Zuhause.“

Ich verstand erst gar nicht, und dann sah ich hilflos zu Klemens hinüber. Aber er blickte verlegen vor sich hin und rührte sich nicht. Ich mußte also schon selber meine Sache führen. „Aber, liebe Frau“, erwiderte ich, „Sie haben doch gehört, daß dies alles nicht ernsthaft gemeint war, Ihr Sohn hat mir geholfen, ich danke ihm dafür, und ich habe ihn dafür bezahlt. Jawohl, ich habe ihn bezahlt, sonst aber ist nichts zwischen uns. Ich bin hierher gekommen, um zu bitten, mir weiterzuhelfen. Ich will ja nur versuchen, hier in Deutschland durchzukommen, bis die Dinge in Rußland sich geklärt haben.“

„Rußland ist groß“, sagte die Alte, „was wissen wir alle, was dort wird? Das sind Luftschlösser - Hirngespinnste. Aber hier“, fuhr sie fort und hieb auf das Papier, das auf dem Tische lag, „hier, das ist die Realität! Da kommen Sie nicht herum. Sie bestreiten, daß Sie mit Klemens verheiratet sind? Schön, ich werde es melden, und glauben Sie mir, daß Sie die längste Zeit bei uns in Deutschland gewesen sind!“

Der Schneider machte jetzt doch einen schwachen Einwand. Er ging offensichtlich eindrucklos an ihr vorüber. Dennoch geschah gleich darauf eine augenfällige Veränderung in ihrer Haltung, vielleicht weil sie mich so schweigend und entsetzt vor sich sitzen sah. Sie nahm meine Hand und begann auf mich einzureden. „Es wird schon alles gut werden“, war der ständige Rehrreim der Beschwörungen, und inzwischen redete sie ununterbrochen von der Wohltat der Gewöhnung, und daß sie natürlich zunächst aller Rücksicht nehmen würden, und wie herzlich und friedlich unser Zusammenleben sich noch entwickeln werde. Ich war mutlos und erschöpft. Ich glaube, ich weinte leise vor mich hin. Und ich war müde - ganz einfach müde.

Schließlich nahm die Alte ihren Sohn, hieß ihn, sich in dem einzigen, noch vorhandenen Zimmer, das sie bewohnte, für die Nacht einzurichten, und bereitete mir selbst in der Wohnstube, wo wir gegessen, ein Lager. Sie half mir beim Ausziehen, ich ließ alles willenlos mit mir geschehen, und nach den Worten „es wird schon alles gut werden, ihr werdet euch schon

gewöhnen“, diesen Worten, die ich in den nächsten Tagen und Wochen noch so oft hören sollte, ging sie hinüber in das andere Zimmer.

Das war die erste Nacht. Sie können sich denken, daß es in denen, die auf sie folgten, nicht mehr lange bei dieser Ordnung der Dinge blieb.“

Sie lächelte ein wenig bitter und verstummte. Dann erbat sie sich eine Zigarette von mir, wir bestellten einen Schnaps, und eine Weile saßen wir uns wieder schweigend gegenüber.

Sie wissen“, begann sie aufs neue, „daß es damals auch in Deutschland gerade nicht sehr schön ausah. Mein Schneider, der sich in den ersten Wochen nach seiner Rückkehr ein wenig auf den Helden hinauspielte, hatte gehofft, reichlich Arbeit zu finden, aber es sollte ihm nicht beschieden sein, in der allgemeinen Verelendung jener Jahre eine Ausnahme zu machen. Er hatte nur wenig zu tun, und manchmal war er tagelang überhaupt ohne Arbeit. Die Not war bald da, und nur mühsam brachte sich der kleine Haushalt durch, wobei ich der Mutter noch heute eine gewisse Tüchtigkeit nicht absprechen kann. Da sie, aber bald auch ihr Sohn, immerzu in mich drängten, auch ich müsse mich nach einem Verdienst umsehen, da sie immer häufiger von notwendigen Dankespflichten zu sprechen anfangen, und da schließlich auch ich selbst mich gerne von dem häuslichen Elend, den nagenden Gedanken an die Unmöglichkeit meiner Lage, ablenken wollte, verfiel ich darauf, Sprachunterricht zu geben. Ich beherrschte Deutsch, Russisch und Französisch, und das war immerhin schon etwas. Es gelang mir, einige Schüler zu erhalten, und wenn auch die Bezahlung kümmerlich war, so war ich doch nun in der Regel die, die am meisten dazu half, unsere Familie, wie ich sie damals schon nennen mußte, durchzubringen.

Allein dies sind Außerlichkeiten. Innerlich stand es nicht zum Besten mit mir. Zu Anfang war mir grausam deutlich gemacht worden, daß ich in der Hand dieser Leute war, mit denen ich doch nichts gemein haben konnte, sie mögen nun gewesen sein, wie sie wollen. Dann aber wurde aus dem Zwang zu bleiben, aus der Furcht vor den Folgen, wenn ich mich empörte, wenn ich hätte ausbrechen wollen, die Gewöhnung - ja, ich gewöhnte mich, ich stumpfte ab. Wenn ich mich in meinen damaligen Zustand zurückversetze, so kann ich es kaum anders ausdrücken, als daß ich wie ein Tier dahinlebte, das es verlernt hatte, das Angst davor hatte, sich weiter in der Freiheit zu bewegen. Mehr und mehr wurde ich von einem Gefühl dumpfer Zufriedenheit erfüllt, irgendwo einen Unterschlupf gefunden zu haben, wenn ich diesen auch als Unfreiheit, als Verknechtung, als unwürdig erkannte. Ich will nicht von meinem Stolz sprechen. Aber mein Mut, selbständig, meinetwegen gefährdet, zu leben, der war dahin. Ich machte mir auch keine Gedanken darüber, wie das weitergehen sollte. Ich tat, was man von mir verlangte, und soweit ich konnte, mied ich die Menschen - außer denen, mit denen zusammenzuleben ich gezwungen war. Ich fühlte mich rettungslos in ihrer Hand, und ich dachte auf keinen Weg mehr, ein Ende zu machen, mich ihnen zu entziehen, obwohl es sicherlich solche gegeben hätte.

Wenn es doch noch etwas gab, womit ich aus dieser engen und muffigen Welt herausragte, so war es der immer wiederkehrende Gedanke an meinen Bruder, der mir oft in meinen Nächten in strahlender und befehlender Haltung, Offizier und Edelmann, erschien. Ich schrieb viele Briefe an die unmöglichsten Adressen, ich hatte das Gefühl, daß er noch lebte, und ich war überzeugt, daß ihn irgendwie schon eine Nachricht von mir erreichen werde. Und in der Tat, eines Tages erhielt ich einen langen Brief von ihm, schon einige Monate alt. Aus diesem Brief kam mir nichts Strahlendes entgegen. Er war bitter, voll von Zweifeln an allem, was mir trotz meinen veränderten

Umständen immer noch als unumstößlich gegolten hatte und von dessen Wiederkehr ich bis dahin eigentlich doch noch ganz überzeugt gewesen war. Aus seinen Worten aber klang die nicht zu überhörende Empfindung, daß doch alles umsonst sei, daß er für eine verlorene Sache kämpfe. Vielleicht ist sie dadurch verloren worden, weil viele so dachten, ich weiß es nicht.

Dennoch war diese Nachricht von meinem Bruder ein Trost für mich. Ich rechnete nun sicher darauf, daß eines Tages nach Beendigung aller Kriege, aller Wirren mein Bruder kommen werde, mich zu holen, gleichgültig wohin, und daß dann wieder ein anderes, neues Leben beginnen werde. In Wirklichkeit war damals, als ich den Brief erhielt, mein Bruder, der bei Kolt-schaf stand, schon gefallen. Aber es sollte noch fast ein halbes Jahr vergehen, bis ich davon, und dann auch durch Zufall, erfuhr.

Bis dahin ging alles. In mir lebte eine neue Hoffnung, und auch Klemens und seine Mutter sahen mich, als ich den Brief bekommen hatte, dessen Inhalt ich ihnen nicht verschweigen konnte, mit etwas anderen Augen an als die Zeit zuvor. Namentlich die Alte war von offener Genugtuung erfüllt, und sie rechnete sich wohl schon die Vorteile aus, die sie sich zu verschaffen wissen würde, wenn mein Bruder mich holen käme. Warum mußte ich gerade an sie geraten? Ich habe viel Vornehmheit bei einfachen Leuten gefunden, bei ihr aber immer nur eine trübe Schlaueit, Verschlagenheit, niedrigste Berechnung. Mit ihrem Sohn hätte sich immer leben, hätte sich jedenfalls alles ordnen lassen, er war kein großer Geist, aber anständig, solange er nicht unter den Einfluß der viel größeren, viel rücksichtsloseren Lebenskraft seiner Mutter geriet.

Dies zeigte sich so recht, als ich den Tod meines Bruders erfuhr. Damals begann meine schlimmste Zeit. Für mich war diese Botschaft nicht eine gewöhnliche Trauerkunde, für mich war sie das Ende von allem, das Versiegen jeden Hoffnungs-schimmers. Ich war fertig. Ich bekam hysterische Anfälle, ich mußte meine Sprachstunden aufgeben, ich war überhaupt zu nichts mehr zu gebrauchen. Jetzt aber wurde die Alte böse, sie riß mich immer wieder mit Gewalt hoch, wenn ich willen- und gefühllos umherlag, hieß mich die niedersten Magddienste vollführen und versuchte mich unter Drohungen und Verwün-schungen zu zwingen, mich wieder um meinen Verdienst zu kümmern. Ich weigerte mich, und es gab schreckliche Ausstritte. Schließlich versuchte ich, meine Stunden wieder aufzunehmen, aber in jenen Jahren der deutschen Inflation durfte man sich solche Unterbrechungen nicht leisten. Meine paar Schüler hatten andere Lehrer gefunden, vielleicht mochten sie auch nicht mehr. Das Geld kommt nicht mehr zu dem, der sein Elend allzu sichtbar zur Schau trägt. Ich sehe mich heute oft noch damals in Dresden umherirren, mit durchgelaufenen Schuhen, in unzu-länglicher Kleidung, allein, hilflos und ausgestoßen, in einem nassen, unfreundlichen Herbst. Sie können sich denken, welche Gedanken mich bewegten und wie nahe ich war, ein Ende zu machen. Es war auch keine Hoffnung, kein Lebensmut mehr, es war nichts als eine Art stumpfer Ergebung in etwas Unab-änderliches, was mich davon abhielt.

Auch der Schneider war damals so gut wie ohne Verdienst, und da meine Versuche ebenfalls scheiterten, tobte und zeterte die Alte fast den ganzen Tag. Es fehlte nicht viel, und sie hätten mich auf die Straße geschickt, es hat an Andeutungen nicht gefehlt.

Am Ende wäre mir auch das gleichgültig gewesen, soweit war ich vielleicht schon. Wenn es dennoch nicht dazu kam, dann deshalb, weil ich wider alles Erwarten durch die Empfehlung eines früheren Schülers einen neuen erhielt, einen Indu-striellen, der es sich in den Kopf gesetzt hatte, in der denkbar

kürzesten Zeit das Russische zu erlernen. Er hatte geschäftliche Pläne, die sich auf Rußland bezogen und für die ihm die Beherrschung der Sprache nötig erschien. Die Bezahlung, die vereinbart wurde, war für jene Zeiten beinahe fürstlich, und ein Vorstoß, den er mir, wohl bewogen durch mein abgerissenes Äußere, aus freien Stücken anbot, stellte auch das häusliche Gleichgewicht wieder einigermaßen her.

Doch war dies nur der Anlaß wichtigerer Ereignisse. Ich trage heute den Namen dieses Mannes, das mag Ihnen alles sagen.

Wie dies kam? Sie wissen, daß ich, wenn auch vielleicht nicht häßlich, niemals eine Schönheit gewesen bin, und wenn ich doch äußere Vorzüge gehabt habe, so war jedenfalls in Dresden bei meiner damaligen Herabgekommenheit nichts mehr davon zu merken. Ich war abgemagert, schlecht angezogen, und ich erinnere mich, daß ich sogar einen mühsamen, gebeugten Gang hatte, als sei ich schon eine alte Frau. Nein, das Äußere kann es nicht gewesen sein. Aber meine Seele, meine frauliche Seele, werden Sie sagen! Mein Gott, wo war sie denn? Was war davon noch übrig? Auch glaube ich nicht, daß ich jemals viel von dem, was wohl das eigentlich Frauliche ausmacht, gehabt habe. Vielleicht ist auch niemand dagewesen, der es gefunden hätte, was weiß ich.

Doch ich werde bitter, und das liegt mir eigentlich gar nicht. Ich werde Sie wahrscheinlich niemals wiedersehen, jedoch Sie sind mir ein alter Bekannter, und ich kann offen mit Ihnen sprechen. Ich habe oft darüber nachgedacht, wie jene große Veränderung in mein Leben gekommen ist, und ich kann nur immer wieder feststellen, daß ich selbst nichts, aber auch nichts dazu getan habe. Ich war auch damals noch ohne Willen, ich ließ die Dinge auf mich zukommen, und als sie sich mir anboten, ließ ich es mir in Gottes Namen gefallen, weiter nichts. Ich will nicht leugnen, daß nicht auch die Überlegung, auf diese unerhoffte Weise aus meiner gegenwärtigen Lage heraus-zukommen, dabei eine Rolle gespielt haben mag, doch ist es in Wirklichkeit eigentlich gar nicht darauf angekommen. Alles ging von meinem nachmaligen Mann aus, und als er, nachdem der Unterricht eine Weile gedauert hatte, mich am Ende einer Stunde fragte, ob ich seine Frau werden wolle, gab es von mir nur ein einziges Ja, ohne viel Überlegen, und keine Liebes-geständnisse und dergleichen, weder von ihm noch von mir. Ich weiß heute noch nicht, ob er mich eigentlich geliebt oder ob er sich nur in den Kopf gesetzt hat, mich als eine Art Befreier aus den Niederungen, in denen ich lebte und in die er im Laufe unserer Stunden einigen Einblick hatte tun können, herauszuholen und zu der eigenen, allerdings viel freund-licheren und gesicherten Höhe zu erheben. Hierüber, wie gesagt, was es nun eigentlich war, habe ich es zu keiner Klarheit bringen können. Manchmal tut mir das jetzt noch leid. Er war gewiß ein gütiger Mensch. Aber unsere Zeit war zu kurz.

Ich sagte also ja. Aber ich fügte hinzu, daß es damit allein wohl noch nicht getan sei, meiner häuslichen Verhältnisse wegen. Er erbot sich ohne Zögern, mit mir zu Klemens, dem Schnei-der, hinzugehen, und wir machten uns alsbald zusammen auf den Weg zu ihm.

Der kam nun allerdings kaum zu Worte. Bei seiner Mutter hingegen hatte ich das Gefühl, als sei sie gar nicht so über-rascht, als habe die diesen Augenblick schon lange kommen sehen, so genau wußte sie, was sie wollte. Wenn ich mich auch unbeteiligt hielt und mich wenig in die ganze, etwas lächerliche Verhandlung mischte, so konnte ich mich doch eines gelinden Staunens über die Tüchtigkeit dieser Frau nicht erwehren. Sie empfand gut genug, daß dies die große Stunde war, die nie-mals wiederkehren würde. Und sie machte ihre Rechnung auf

Daß Sie mich vor einem schimpflichen Tode, vor dem Verhungern, vor Schlimmerem noch gerettet hatte, war das wenigste. Aber die Herzlichkeit, die Wärme unseres Zusammenlebens, der kaum vorstellbare Gedanke für Sie und ihren Sohn, sich von mir zu trennen, der ich so ganz zur Familie gehöre, ja auch aller Form nach gehöre - und Sie schwenkte jenen unseligen Schein von der Grenze -, dies entfesselte einen erstaunlichen Strom der Rede in ihr. Es versteht sich, daß die Empfindungen, die ihre rührenden Worte in ihr selbst erweckten, sie ein paar-mal auch heftige Tränen vergießen ließen. Dies gehört schon dazu.

Nun, das ging so eine Weile. So großer Rührung gegenüber helfen nur sehr harte Tatsachen, und so war Herber, mein späterer Mann, auch bald bei dem angelangt, worauf es ankam. Ich kann mir die Einzelheiten dieses unerfreulichen Handels ersparen. Es genügt, wenn ich Ihnen sage, daß es gelang, mich um die runde Summe von tausend Dollars freizubekommen, ein hübsches Vermögen für jene Jahre, ein Vermögen, das für die Leute, die ich jetzt verlassen konnte, bis zu diesem Abend sicherlich etwas Unvorstellbares gewesen war.

Sie werden bemerkt haben, daß ich nach aller Regel eingehandelt worden bin, gekauft, wie man eine Ware einkauft. Aber ein Stück Seide oder ein anderes teures Ding, mag es auch angefaßt und betastet werden, vernimmt oder versteht doch nichts von dem Geseilsche von Verkäufer und Käufer. Doch ich war von Anfang bis zu Ende dabei. Ich mußte alles mitanhören, als beträfe es nicht mich, sondern irgend eine dritte, fremde, käufliche Sache. Glauben Sie nicht, daß hiervon nicht etwas haften bleibt. Herber hätte besser getan, mich nicht mehr mitzunehmen, sondern diese Geschichte, da er nun schon einmal die Verbindung mit mir wollte, allein abzumachen.

Nachdem unsere Geschäfte beendet waren, gingen wir gleich fort, und ich habe die Schneidersleute niemals wiedergesehen. Mein Mann brachte mich einstweilen bei Bekannten unter, alle Förmlichkeiten wurden so rasch wie nur möglich erledigt, und wir heirateten bald. Meine begreifliche Abneigung gegen Dresden ließ mich den Wunsch nach einem Ortswechsel äußern, mein Mann erwarb eine Fabrik im Westen, und wir ließen uns dort nieder.

Das Leben lag sozusagen also wieder vor mir. Wer kann auch wissen, wie manches gekommen wäre, wenn mein Mann nicht schon ein knappes Jahr nach unserer Verheiratung bei einer Autofahrt tödlich verunglückte.

Seitdem haben die Jahre für mich einen ruhigen Gang gehabt. Vermögen und Fabrik meines Mannes, der ohne Verwandte da stand, fielen mir zu. Ich finde mein Genügen darin, so gut ich nur kann, zu verwalten, was mir überkommen ist, und ich glaube, es ist mir bis heute ganz gut gelungen.

Dies also ist mein Leben. Das Leben der Frau Sidonie Herber, der geborenen Freiin von Beck, mit der Sie in Moskau so wenig zart umgegangen sind. Ich habe heute über nichts zu klagen, ich kann mir alles einrichten, wie ich es mag. Und doch scheint mir alles, was bis heute an mir geschehen ist, furchtbar gleichgültig und, wie soll ich es ausdrücken, so wesenlos, so gänzlich wesenlos zu sein. Aber es wird jetzt nichts anderes, nichts Neues mehr geschehen."

Sie war aufgestanden. Wir gingen noch einmal dem Strande zu. Ich sah auf die sanfte Schwingung der Bucht in der Abendsonne, Land und See vereinigten sich zu dem unbeschreiblichen Frieden, der dieser, wie ihr wißt, von mir so geliebten Rüste eigen ist. Ich dachte an das, was ich soeben gehört hatte, was so gar nicht hierherpaßte, wenn es auch längst vergangen war. Meine Gedanken waren nicht froh, und ich blickte auf meine Begleiterin, die aber gleichmütig schien. Wir gingen noch einige Male auf und ab, ohne daß noch viele Worte zwischen uns gewechselt wurden, und bald trennten wir uns. Ich sah ihr einen Augenblick nach, wie sie in ihrem hellgrauen englischen Schneiderkostüm dahinging. Wenn ihr Gang, wie Sie gesagt hatte, einmal von Jahren in Dresden müde und gebeugt gewesen war, so war er jetzt wieder straff und federnd geworden, und in der ganzen, etwas männlichen Erscheinung war nichts, was an die dunklen durchlebten Jahre erinnert hätte, von denen Sie mir eben noch erzählt hatte. Aber auch wenig Frauliches, wenig weibliche Anziehung lag darin.

Ich habe Frau Sidonie Herber, die geborene Freiin von Beck, wie sie sich selbst mit einem gewissen Lächeln genannt hatte, weder in jenen Binzer Tagen noch seither jemals wiedergesehen. Aber ich habe noch oft an das denken müssen, was Sie mir erzählt hat. Vielleicht hat Sie mir nicht alles gesagt, was Sie zu der geprägt hat, die Sie geworden ist, doch glaube ich das beinahe. Es war ganz offenbar, daß Sie Schweres und Verworrenes, was andere zerbrochen hätte, aufs Beste überstanden hat. Und ich denke mir - so beendete Oskar gewöhnlich seine Erzählung -, ich denke mir, daß es eine Art Trägheit der Seele oder auch des Herzens gewesen ist, die Sie dazu befähigt hat.

Die pommerischen Flöße

Auf der Fahrt zu seiner Krönung nach Königsberg berührte Friedrich Wilhelm IV. im Jahre 1840 auch die pommerische Stadt Kammin. Die Spitzen der Behörden und Stände bereiteten ihm einen großartigen Empfang. Die Stadt prangte im Schmuck. Alles Volk hatte sich vor dem Rathause versammelt, von dessen Fenster aus der derzeitige Landrat von Köller eine Ansprache an das Volk richtete. Neben dem Redner stand der König. Als Köller mit einem Hoch auf den König schloß, lüfteten nur wenig Kamminer Bürger ihre Kopfbedeckungen. Der König trat darüber betreten zurück, während der Landrat in grenzenlose Wut geriet und über den Rathausplatz brüllte: „Kerls, könnt ihr nicht eure alten Flöße abnehmen?“ Das saß. Folgsam entblößten die Bürger ihr Haupt. Doch als der König später die Stadt verließ, begleitete die Stadtkapelle seinen Abschied mit dem Choral „Nun danket alle Gott!“ G. W. P.

Das Hoch!

Auch in Plathe in Pommern waren alle Stände zur Suldigung angetreten. Ein großes Zelt war zur Bewirtung des durchreisenden Landesvaters errichtet worden. Hier hielt die Bankettrede der Bürgermeister Massow, der am Schluß seiner Ansprache an das versammelte Volk ein donnerndes Hoch auf den König ausbrachte. Dabei gebrauchte er die Worte: „Friedrich Wilhelm, der Vierte, unser allgrnädigster König und Herr, er lebe hoch zum ersten-, zum zweiten-, zum dritten- und letztenmal!“ - Während die Versammlung zunächst peinlich verlegen über diese merkwürdige Entgleisung war, mußte der mit viel Sinn für Humor begabte König so herzlich lachen, daß niemand widerstehen konnte, kräftig darin einzustimmen.

G. W. P.

Lesen Sie regelmäßig das Bollwerk!

P O M M E R N I N A L L E R W E L T

Im Kampf um das Volkstum

Wir haben bei unserem letzten Rundblick in grundsätzlicher Weise zu den Forderungen und Aufgaben Stellung genommen, die sich aus der Tatsache des Aufbruches des Volkstums in der ganzen Welt als Folgewirkung der nationalsozialistischen Revolution für unsere Arbeit ergeben. Wir wollen heute einige Augenzeugenberichte folgen lassen, die das grundsätzliche Bild durch das Erlebnis des einzelnen ergänzen sollen. Es sind in ihrer Art schlichte Zeugnisse von Auslandspommern, nicht zum Zwecke der Veröffentlichung geschrieben, sondern aus der Fülle der Briefe geschöpft, die uns erreichen.

Aus den Zeilen eines pommerschen Arbeiters in USA. spricht nicht nur die Schwere des Existenzkampfes und der Druck des Verleumdungsfeldzuges gegen alles Deutsche, sondern auch jene Stärke des Heimwehs, von dem wir schon einmal berichtet haben: „Hier ist alles beim alten, das Meiste ist immer die Heze gegen Deutschland und seinen lieben Führer. Wenn wir doch bloß so glücklich wären und könnten hier raus, denn es ist schrecklich, diese Lügen über unser liebes Vaterland immer und immer wieder mitanzuhören. Es ist so schwer, zwischen Leuten zu leben, die nur Haß gegen Deutschland verbreiten. Wer sich zu Deutschland und dem Führer bekennt, der ist ein Nazi. Ihr glaubt nicht, was wir hier als Deutsche aushalten müssen. Jetzt sind unsere beiden Jungens aus der Schule. Was fehlt? Wir wissen es nicht, denn alle diese jungen Menschen, die nun aus der Schule gekommen sind, machen noch eine Million Arbeitslose mehr, denn für die Jugend wird hier ja nicht gesorgt. Wir würden doch so glücklich sein, wenn wir sie erst im Arbeitsdienst hätten. Hier wird es immer schlimmer, denn die Juden regieren hier. Jetzt sammeln die reichen Juden hier Millionen, um die „armen Juden“ aus dem Naziland zu erlösen, damit sie hierher in das freie Land Amerika kommen können, und damit so noch mehr Blutauger herkommen. Ihr könnt froh und glücklich sein, daß Ihr diese Pest loswerdet. Hier werden sie ja mit offenen Armen aufgenommen. Der Präsident der USA. ist ein Judenfreund, der Finanzminister ist der Jude Morgenthau, und so haben sie uns in der Hand. Der Arbeiter wird ausgebeutet; jetzt streiten sie in Washington schon über zwei Jahre über Lohn und Arbeitsstunden. Der Lohn wird runtergedrückt, und die Preise gehen hoch. Hier gibt es keine Kontrolle, die Kaufleute halten Versammlungen ab, da beraten sie, was sie für ihre Waren fordern wollen, und das muß bezahlt werden, wenn du sie haben willst. In unserem Ort ist schon jede dritte Familie nothilfebedürftig. Hier hat einer eine Familie von elf Köpfen, dem haben sie auf 14 Tage 1 1/2 Pfund Nudeln gegeben; er sagt, er hat oft vor Hunger nicht gewußt, wo er hin sollte. Und da schreiben diese Zeitungen hier, ein Arbeiter, der hier Nothilfe bezieht, sei noch besser dran, als ein Arbeiter in Deutschland, der arbeitet! Ich denke, es gibt in der ganzen Welt nicht so eine verlogene Bande. Sie wissen hier nicht, daß es ihnen hier mit am schlechtesten geht, aber immer wird den Arbeitern hier gepredigt, sie wären hier frei. Viele Landsleute gehen jetzt nach Deutschland zurück, denn hier gibt es ja keine Arbeit mehr. Wir hoffen und warten jeden Tag, daß es uns auch glückt. Wie glücklich sind die Menschen in der lieben Heimat, die haben doch Arbeit und Brot, dafür wollen wir Gott danken, daß er uns den Führer gesandt hat . . .“

Aus Südafrika erreichte uns ein Bericht eines Pfarrers, der lange Jahre vor dem Weltkriege einer Kolonie pommerscher Ansiedler als Geistlicher und Lehrer gedient hat: „Wir haben soeben Wahlen für das Parlament gehabt. In all den Wahlreden spielte die „deutsche Gefahr“ eine große Rolle. Hitler wolle Südwest wieder haben, um von dort aus Johannesburg und die Goldfelder zu erobern. Durch die Judenblätter wurde das Augenmerk auf die deutsche Schule in Johannesburg gerichtet, die Nazis hätten dort die Leitung an sich gerissen. Die Zeitungen waren voll davon und die Kandidaten versprachen ihren Wählern, dafür zu sorgen, daß die deutsche Schule geschlossen würde. . . . Ich bin seit 1882 in Südafrika. Wir Deutsche waren nie bei den Engländern beliebt. Wir waren in ihren Augen

immer ein Volk zweiter Klasse, das gut für Pionierarbeit und untergeordnete Dienste war. Jetzt wird in englisch-jüdischen Zeitungen ebenso schlimm geheßt und gelogen wie während des Weltkrieges. Da ist es eine heilige Pflicht aller Auslandsdeutschen, treu zusammenzutreten und treu dem Führer zu sein . . .“

Seit kurzer Zeit ist auch in Brasilien der Kampf gegen das deutsche Volkstum in einer bisher nicht erlebten Schärfe im Gange. Er betrifft unsere Heimat besonders, weil etwa die Hälfte aller von uns erfaßten Auslandspommern dort lebt. Wir lassen darum den Brief eines Landsmannes folgen, der uns über die Auswirkung der vor kurzem in Brasilien erlassenen „Ausländergesetze“ ein klares Bild vermittelt: „Haben Sie besten Dank für Ihren Brief wie auch für die Teilnahme an unseren Verhältnissen hier. Wie Sie schon erwähnten, ist es besonders uns Nationalsozialisten oberstes Gesetz, uns nicht in die Politik unseres Gastlandes einzumischen, trotzdem aber sind wir



Kreisfängerfest in Rio do Peixe, Südbrazilien

doch gezwungen, die Verhältnisse um uns zu beobachten und aus den Maßnahmen des Landes unsere Schlussfolgerungen für die Zukunft zu ziehen. Nun weiß ich heute nicht recht, womit ich beginnen soll, denn sehr vieles hat sich hier schon gegen unser Volkstum ereignet und vieles ist noch im Werden begriffen. Es scheint so, als wenn unsere ganze Arbeit von Jahren jetzt mit einem Male vernichtet werden soll. Unser ganzes völkisches Leben wird vom Nationalisierungswahn erfaßt. Als erstes ist unsere Partei verboten und aufgelöst worden. Unser Kreisleiter ist mehrere Wochen in Haft gehalten worden. Sodann ist man nun dabei, alle Privatschulen zu schließen und nach Enteignung des ganzen Schuleigentums eine Regierungsschule aufzumachen. Auch solche werden geschlossen, die voll und ganz den Schulgesetzen Folge geleistet haben. Als Lehrkräfte kommen nur geborene Brasilianer in Frage, Reichsdeutsche scheiden ganz aus und Deutschstämmige erhalten ihr Lehrdiplom erst nach besonderer „Eignung“. Wie man aber die freierwerdenden Lehrstellen besetzen will, weiß man heute noch nicht, da in Brasilien ohnehin Tausende von Lehrern fehlen. Mindestens 50 Prozent aller Privatschulen (von den Deutschen mit eigenen großen Opfern unterhaltene Schulen!) hatten reichsdeutsche Lehrkräfte. Allein in unserem . . . Gebiet waren 7 Privatschulen mit 5 reichsdeutschen Lehrkräften, die alle ihre Stelle zum 1. Juni aufgeben mußten, und dies waren alles Lehrer, wie man sie vom Staate niemals für unsere Landschulen übrig haben wird. So sieht die Zukunft für die Jugend mehr als trübe aus.

Auch alle Turn- und Sportvereine wandelt man jetzt in nationale Vereine um, setzt ihnen so ungefähr gewaltfam reinrassige Brasilianer als Führung vor, und in den Vereinen darf nur noch die Landes-

Sprache gebraucht werden. Die anderen deutschen Geselligkeitsvereine werden in kurzem das gleiche Schicksal erleiden, teilweise haben sie es schon erlitten. Wir Ausländer dürfen uns in keinem Verein oder irgendwelcher Organisation mehr führend betätigen. Dies wird wiederum sehr schwer das deutsche Vereinsleben hier treffen, denn überall stehen Reichsdeutsche fast ausschließlich in der Führung wegen ihrer besseren Schulung. Hier und da hat man den Pfarrern auch schon das deutsche Predigen verboten. In unserem Munizip (Kreis) wurde in einem Ort eine schon eingeleitete Konfirmation verboten, da der Pastor die Handlung in Deutsch vornahm. Ihm wurde nahegelegt, falls er die Handlung in der Landessprache weiterführen würde, könnte er weiter seines Amtes walten. Da ihm dies aber nicht möglich war, wurde die Konfirmation verboten. Auch der Konfirmationsunterricht soll in Zukunft nur in der Landessprache erteilt werden. Selbst die Friedhöfe muß man nationalisieren. Alle Privatfriedhöfe, und einen solchen hat jede kleine Ortschaft, müssen geschlos-

sen werden; und die Regierung eröffnet Munizipialfriedhöfe, die für einen Radius von 12 Kilometer angelegt werden, und die ein jeder im Bedarfsfalle benutzen muß.

So scheinen die neuen Gesetze noch kein Ende nehmen zu wollen, besonders uns Ausländer will man auch wirtschaftlich noch mehr einengen oder uns zum Naturalisieren zwingen. Sehr viel böses Blut ist schon gemacht worden, und manch einer, der in seinem Volkstum schon lau geworden war, ist wieder wach gerüttelt worden, und oft hört man das treue Bekenntnis: „Wir bleiben, was wir sind, unser Volkstum kann uns niemand rauben!“ Aber man hört auch die bange Frage: „Wie wird es mit unseren Kindern sein?“ Trotz alledem sind wir froher Zuversicht, denn wir wissen: Deutschland und unser Führer weiß um unsere Not, und in nicht mehr ferner Zeit wird auch für uns wieder Raum in den deutschen Grenzpfählen sein, wo wir keine Bedrückungen durch niedrigere Rassen mehr zu erdulden brauchen . . .“
Heinrich Lohoff.

KULTURLEBEN IN POMMERN

Das erste Kameradschaftslager pommerscher Künstler, über das wir im vorigen Heft bereits kurz berichteten, hat manchen der Teilnehmer angeregt, die dortigen Eindrücke oder aber kleine Erlebnisse auf seine Art zum Ausdruck zu bringen. Nachstehend bringen wir einige Beiträge, die von dem wahrhaft kameradschaftlichen Geist und von der Stimmung, die alle Teilnehmer vom ersten bis zum letzten Tage beherrschte, ein beredtes Zeugnis ablegen.

Was gab uns Wartin . . . VON F. KUMMROW, KÖSLIN

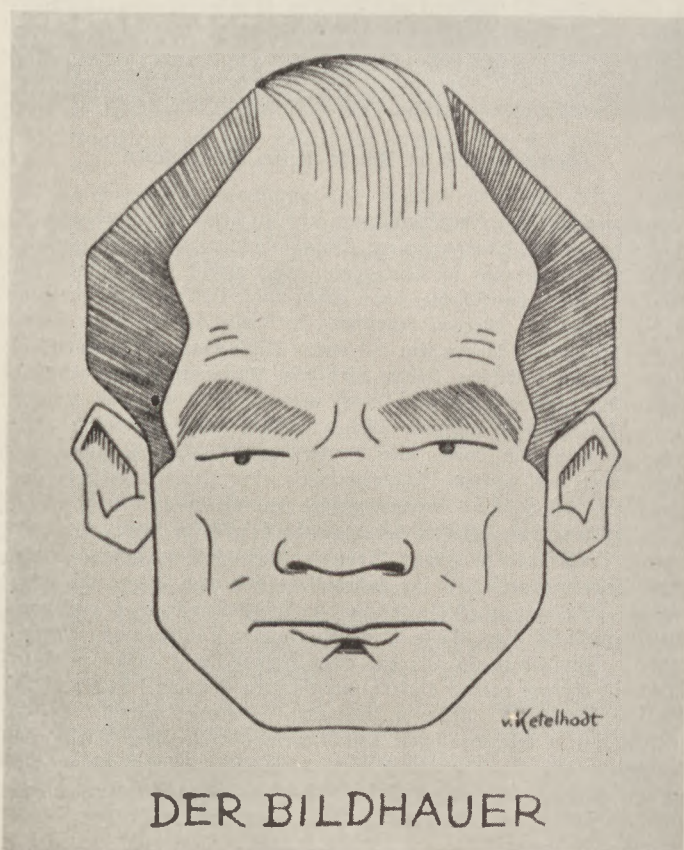
Vierzehn Tage des Kameradschaftslebens, des Schaffens und der weltanschaulichen Klärung liegen hinter uns. Ein jeder von uns steht nun wieder an seinem Arbeitsplatz und gedenkt in Dankbarkeit der herrlichen und fruchtbaren Tage, die wir im Kameradschaftslager pommerscher Künstler auf der Gauschulungsburg Wartin erleben durften. In Vorträgen und Arbeitsgemeinschaften gaben uns die Vertreter der NSDAP., Gauschulungsleiter Eckhardt, Gaukulturwalter Popp, Gauschulungsleiter Dittschlag und der Burgkommandant Brühert ein umfassendes Bild der nationalsozialistischen Weltanschauung.

Was lehrte uns Wartin? - In dieser Zeit des Umbruchs und Aufbruchs unserer Nation kann und darf die Stoffwahl keine Privatsache sein, sondern die Wahl unserer Stoffe muß bedingt sein durch die höchste Verantwortung vor der Gemeinschaft, die uns trägt. Die Kunst ist nicht um der Kunst willen da, wie Theophil Gautier in seinem Leitsatz *l'art pour l'art* sagt, sie muß einen Ideengehalt haben. Nicht auf das „Wie“ kommt es in der Kunst an, auf das bluffende Raffinement des Handwerklichen, das „Was“ ist das Tragende eines Kunstwerkes. Nur vom Inhalt aus können wir Kunst begreifen. Wahre Kunst entzündet sich am Charakter, an der Leidenschaftlichkeit des Gefühls. Kunst ist die höchste Form der Propaganda, ist eine Kulturwaffe im Kampf gegen das Wurzellose, Niederrassige.

Durchwandern wir noch einmal im Geiste die Ausstellung des Künstlerlagers und betrachten wir jedes Gemälde von der Perspektive aus - welchen erzieherischen Wert hat dieses oder jenes Bild -, so finden wir, daß wir uns noch manchmal entfernen von den brennenden Aufgaben der Zeit. Wir müssen endlich heraus aus der inneren Gestorbenheit des Stillebenhaften. Packen wir das Leben; wo es am gewaltigsten pulst. Wir müssen Erzieher sein, Propagandisten einer Weltanschauung, die ein ganzes Volk zusammenriß und zielrichtete. Denk an Heinrich v. Kleist. - Stellte er sein dramatisches Schaffen, seine „Hermannschlacht“, nicht bewußt in den Dienst der politischen Propaganda? - Mit welcher politischen Leidenschaft und mit welchem künstlerischem Takt er die Aufgabe löste, das wird ein jeder von euch am besten wissen.

Dichter, Maler, Bildhauer, Musiker, was hast du der Gemeinschaft zu sagen, die dich trägt? Was hast du dazu beigetragen, daß dein Volk geistig über seine Grenzen hinauswuchs, bevor es den kulturell gewonnenen Raum auch politisch erfaßte?

In einem seiner Vorträge sagte der Gauschulungsleiter Eckardt: Das Wirken der Rassenseele in der Kunst vernehmbar zu machen, das sei die politische Aufgabe des Künstlers. In diesem Kardinalsatz ist alles das zusammengefaßt, was uns Schaffende zutiefst bewegt. Uns ist in Wartin ein hohes Gut anvertraut worden, eine Mission, die den ganzen Einsatz unserer Kräfte erfordert. Das Kameradschaftslager der pommerschen Künstler auf der Gauschulungsburg Wartin wird ein



v. Ketelhodt: Karikatur des Bildhauers Schwertfeger

Markstein sein in unserem Leben und zugleich ein Wendepunkt und Aufstieg zu neuem, größerem Schaffen. Weltanschaulich ausgerichtet und mit unserem ganzen Sein verpflichtet, ziehen wir in den Kampf der Geister, immer in den ersten Linien stehend, immer in der Offensive, so nur können wir den Vertretern der NSDAP. unsern Dank abtragen, die uns auf der Gauerschulungsburg Martin ein unvergeßliches Erleben gaben.

Unsere Ernte

U. BARON FREYTAG LÖRINGHOFF

Lezte Sommertage. - Scheltet mir nicht den Eindruck ihres Geschehens darum, weil das Erleben noch so nah' hinter uns liegt! Wer aufnahmebereit des Weges geht, der kennt diese zeitliche Begrenzung nicht und feiert die Feste - wie sie fallen.

Wir nahmen vom Spätsommer das, was er uns bot: die lezten sonnigen Tage und die Erntestimmung des ländlichen Ortes. Noch schwirrte der Jaunkönig im Blätterpanzer der im Efeu umspinnenden Bäume, noch zirpten die Heupferdchen im langen Grase der Grabenränder, noch glitten Schwalben jagend über die Stoppeln und Hocken der abgeernteten Felder dahin, schnellten in die Mückenschwärme hinein, die in praller Mittagssonne wie hauchdünne Bänder stiegen und fielen, und schossen gen Himmel:

Ruheloses Auf und Nieder,
Sinnenfroher Hochzeitstanz,
Höchster Wonnen Liebeslieder
Über jedem Erntekranz!

Ganz dem Augenblick ergeben,
Sonnenkind der Allnatur,
Lebt der Mückenschwarm sein
Leben

An der großen Sonnenuhr...

Uns aber stand eine andere Ernte bevor. Es galt Zeugnis abzulegen von dem, was in besinnlicher Schau der Formgebung harzte. Im lauten Getriebe der Stadt oder im Alltagsleben des Berufes verspürte wohl jeder Schaffende ein unbestimmtes Sehnen nach der Ruhe ländlicher Umgebung. Sie mußte befreiend wirken, all' das zur Entfaltung bringen, was unausgesprochen - ja oft nicht einmal ganz erkannt - Schaffen und Umwelt verlohnte. Der Tücke des Objektes



Schuhmacherwerkstatt in Martin - Zeichnung von Torau



Zank, Stargard: Martiners Gehöft

Aufn (3): Herber

für einige Zeit entrückt sein, das Lachen mit der Krone des Humors bekränzen, dem Morgen ohne Sorge entgegensehen — wen lockte das nicht!

Sonne liegt über der Landschaft. Aber nur wenige Tage — dann senkt sich der graue Himmel auf die Parkwege nieder. Was kümmert es die Unentwegten! Sie tranken vom Born der Lebensfreude, und das Feuer der schaffenden Kunst ersetzt das Gestirn!

Der Bauer schärft die Sense zur letzten Mahd und schaut den Gestalten nach, die in Gruppen oder einzeln die Dorfstraße hinabwandeln. Sonderbares Volk erschuf der Herrgott . . . Läuft es da bei Sonne, Wind und Regen barhaupt im Freien herum, setzt sich ausgerechnet vor dem abbruchreifen Katen des Dorfes, zeichnet oder malt ihn, und kennt auch dann nicht Feierabend, wenn die Nacht herabstinkt . . . Dann trägt der Abendwind ernste und heitere Weisen vom Schlosse herüber, die hohen Fenster gießen das grelle Licht in den luschenden Baumschatten des Parkes, und die beiden alten Kanonen vor dem Portal halten Zwiesprache über den Wandel der Zeiten . . .

Ja, „Künstler im Dorf“ — ein Kapitel ohne Ende . . . Bei der folgenden Ausstellung ihrer Werke überzeugt man sich freilich, daß nicht nur der Katen, sondern auch der dorfbekannte Großpapa lebensvoll auf den Beschauer niederblickt: „Kiel mol eis dor!“

Draußen kocht und brodelt die Welt — wir aber pflegen Zwiesprache mit der Natur unserer Heimat, dursten in ländlichem Frieden malen, dichten, komponieren . . . Weist du, was das bedeutet und wem wir das zu danken haben, Kamerad?! — Nimmst du nicht auch ein Stückchen Wartiner Sonne mit in den Herbst? —

Aus dem Spielplan des Stettiner Stadttheaters

Die „Meisterfingervon Nürnberg“, die in der Inszenierung des Intendanten Dr. Walter Storz und der musikalischen Leitung von Musikdirektor Gustav Mannebeck als Festsaufführung die diesjährige Spielzeit mit außerordentlichem Erfolg eröffneten, stehen auch im Oktober noch auf dem Spielplan. Weiterhin kommen zwei Operneuauaufführungen. Intendant Dr. Walter Storz inszeniert die komische Oper „Der Barbier von Bagdad“ von Peter Cornelius, die musikalische Leitung liegt in Händen von Kapellmeister Heinz R. Zilcher. Die Oper „Eugen Onégin“ von Peter Tschaikowsky wird von Spielleiter Georg Büttlich vorbereitet, Kapellmeister Josef Jofel hat die musikalische Leitung.

Im Schauspiel bewährt sich das im September bei seiner Erstaufführung beifallsreich aufgenommene Lustspiel „Der Birnbaum“ von der österreichischen Schriftstellerin Juliane Ray. Als Neuaufführung wird die große Tragödie „Gyges und sein Ring“ von Friedrich Hebbel von Oberspielleiter Fritz Remond vorbereitet.

In der Operette werden die „Nacht in Venedig“ und der „Zarewitsch“ ihren bisherigen Erfolg vermehren. „Der Vetter aus Dingsda“ kommt als Neuinszenierung unter der Leitung von Spielleiter Robert Behn hinzu.

Ein weiteres Ereignis im Oktober ist ein großer Ballettabend, für den der neue Ballettmeister Hans Rausch verantwortlich ist. Die musikalische Leitung hat Ewald Schreiber. Es kommen durch die verstärkte Tanzgruppe des Stadttheaters zur Aufführung: die „Tanzfantasie“ von Prof. Hermann Zilcher und „Awilata“ von Adolf Löffle.

BLICK IN DEN OSTEN

Unser ganzes politisches Interesse in diesen Tagen und Wochen ist mit den historischen Ereignissen verknüpft, die sich um das Schicksal unserer **S u d e n d e u t s c h e n** Volksgenossen abrollen. Hier nimmt die Geschichte, ungehindert auf die Dauer von papierernen Vertragskonstruktionen und fremdvölkischen Anmaßungen, jenen Lauf, der ihrer Natur entspricht und der dem ewigen Recht des Volkes und des Blutes Recht gibt und das Vorrecht der kulturschaffenden Nation über das Unrecht kulturlosen Rassengemisches stellt.

Im großen Rahmen aber der deutschen Ostfrage ist der Kampf um die Heimkehr des sudetendeutschen Volkes ins Reich von der nämlichen Bedeutung wie die Befreiung der deutschen Ostmark und ihre Eingliederung ins großdeutsche Vaterland. Der Kampf der Deutschen um den Osten ist über tausend Jahre alt, er kannte Höhepunkte und Niedergänge, er kannte Leid und Schmerz und Blut wie er den Triumph des Sieges in der Schlacht und der friedlichen Arbeit in Jahrhunderte alter Kolonisation gekannt hat. Der marxistische Volksverrat von 1918 war zugleich ein Verrat an der deutschen völkischen Aufgabe im europäischen Osten, und die Jahre bis zur Errichtung des Dritten Reiches waren in den Zäsuren der deutschen Ostpolitik ein Tal. Jetzt aber sind wir ersichtlich wieder im Aufstiege begriffen, und es hält schwer, den geschichtlichen Gedankenflug dem Tempo anzupassen, das eine geniale Staatsführung der Deutschen im Dritten Reich heute in der osteuropäischen Entwicklung seit den entscheidenden Märztagen dieses Jahres anschlägt. Was Jahrhunderte seit der hohen Zeit der mittelalterlichen deutschen Kolonisation im Osten versäumten, was der sture Eigennutz der Kabinetts- und Hauspolitik eines artfremd gewordenen Herrscherhauses geopfert hat und verkommen ließ, was die Machtpolitik des imperialistischen Zeitalters nicht zu lösen vermochte, das schafft die aus dem Blut des Volkes über alle Grenzen hinaus gespeiste **n e u e n a t i o n a l s o z i a l i s t i s c h e S t a a t s i d e e**, getragen von der Macht und dem Ansehen, das der Wille seines Führers dem Reich gegeben hat! Wer gewohnt ist, die ostpolitischen Entwicklungen Europas geschichtlich zu überdenken und sie in die geschichtliche Linie eines Jahrtausends deutschen Strebens zum Osten und zur völkischen Einheit einzuordnen, der empfängt in Wahrheit heute einen heiligen Schauer in der Erkenntnis,

daß in den jüngsten Entscheidungen um die Ostmark des Reiches ein Gott walzt, der will, daß Gerechtigkeit und Wahrheit werde, was die besten Deutschen in tausend Jahren im Osten erstrebten —: wahrlich wir sind auf dem besten Wege zur Erfüllung unseres größten deutschen Hoffens, das die Zukunft Deutschlands im Ostraum liegen sah und liegen sieht!

Auch unsere Heimatprovinz **P o m m e r n** wird mehr noch als bisher in die Verantwortung für die ostpolitische Entwicklung des Reiches eingeschaltet werden, nachdem ihr durch das **A b ä n d e r u n g s g e s e t z** über die Gebietsvereinigung in den östlichen preussischen Provinzen, das am 1. Oktober in Kraft trat und erhebliche territoriale Veränderungen der Staatsverwaltung mit sich bringt, die Grenzmark als Regierungsbezirk eingliedert. Damit wird für Pommern ein Wunsch erfüllt, der die ostpolitisch interessierten Kreise schon seit langem sowohl aus politischen als auch aus wirtschaftlichen, volkstumspolitischen und kulturellen Gründen erfüllte. Wir müssen uns gerade auch vom **v o l k s t u m s p o l i t i s c h e n** Gesichtspunkt über die getroffene Entscheidung freuen, denn unsere Aufgabe in dieser Richtung wird durch die gewichtige Arrondierung des pommerschen Gebietes an der Ostgrenze der Provinz wesentlich abgerundet, schwerer, aber auch interessanter gestaltet.

Vielsach waren unsere grenztumspolitischen und volkstumpolitischer Verbindungen in südlicher Richtung, seit uns in Pommern der sinnlose Friedensschluß der Weltgeschichte zu einer Grenzprovinz gemacht hatte. Jetzt aber lassen sich in der praktischen Arbeit diese Verbindungen erst recht ausnutzen. Allein die Tatsache, daß **P o m m e r n** nach dem Zugang der Grenzmark statt rund zweihundert Kilometer Grenze zu polnischem Staatsgebiet in Zukunft über 600 Kilometer **R e i c h s g r e n z e** haben wird, beleuchtet, in welchem Maße fürderhin Pommerns grenztumspolitische Verantwortung gestiegen ist. Unsere Provinzgrenze zum Osten ist jetzt etwa so lang wie die seewärtige Nordgrenze zur Ostsee! Wir erhalten mit der Grenzmark 7569 Quadratkilometer Boden mit einer Einwohnerzahl von 340 000 deutschen Menschen, die fast samt und sonders **G r e n z l a n d** und

Grenzbewohner sind! Von den uns neu zuwachsenden Grenzmarkkreisen Schlochau, Flatow, Netzekreis, Deutsch Krone, Meseritz, Bomst und Fraustadt liegt einzig der Kreis Deutsch Krone nicht an der Grenze! Das grenzpolitische Gewicht unserer Ostarbeit wird sich unter dem wachsenden Druck naturgemäß bald von Norden nach Süden verschieben. Ohne unsere Aufgaben in den Kreisen Lauenburg und Bütow zu vernachlässigen, werden wir zusätzlich große Aufgaben an der Grenzmarkgrenze finden. Im Kreise Flatow zum Beispiel wohnt eine der bestorganisierten polnischen Minderheiten, und der Leiter des Bundes der Polen in Deutschland, Pfarrer Dr. Domanski, rechnet jetzt im Flatower Kreis ebenfalls zu Pommern. Er hat es in seiner engeren polnischen Kreisgemeinschaft fertiggebracht, daß vor zehn Jahren dort noch 4455 polnische Stimmen bei einer Wahl abgegeben wurden. Und wenn wir ferner hören, daß die polnische Minderheitengruppe in der Grenzmark für ihre 1100 schulpflichtigen Kinder nicht weniger als 24 Minderheitenschulen mit 40 Lehrkräften zur Verfügung hat, dann sehen wir hier ein Vorbild polnischer Minderheiten in Deutschland vor uns, von dem wir wünschen möchten, daß es umgekehrt in Polen für unsere deutschen Brüder unter gleichen Voraussetzungen zu erreichen wäre. Wir können in dem neu zu Pommern stoßenden Regierungsbezirk gerade auf dem Gebiete des Volkstumskampfes noch mancherlei zusätzlich lernen und werden uns die dort gemachten Erfahrungen zunutze machen, um möglichst umgehend zu erfolgreicher gemeinsamer Wirkung auf dem Boden gemeinsamer Aufgabenstellung einzusetzen.

*

Im übrigen hat ja gerade unter dem Gesichtswinkel ostpolitischer Entwicklung Ostpommern und Grenzmark viel Gemeinsames. Nicht allein, daß man heute noch bei alten Leuten in Schneidemühl im Dialekt großen Anklang an das pommersche Platt findet, daß die heutigen wirtschaftlichen Wünsche der ostpommerschen Wirtschaft nach der Nord-Süd-Achse, nach Schneidemühl, hinunterführen und daß auf kulturellem Gebiet sich sehr schnell eine Gemeinschaftsarbeit mit der Grenzmark von Ostpommern aus anbahnen läßt -: nein, auch in der ganzen geschichtlichen Entwicklung seit den Jahrhunderten der ersten Kolonisation ist das Schicksal der Grenzmark und das Pommerns, vor allem Ostpommerns, von vielen ge-

meinsamen Vorzeichen bestimmt, die zur Entwicklung der deutschen Großaufgabe im Osten Europas gehören.

Wir werden dort die Spuren der germanisch-slawischen Zeit und der Ordenszeit in Pommern finden, erkennen, wie die drei Jahrhunderte der polnischen Eroberung einen allgemeinen Niedergang von Volk und Land nach sich zog, wie neben neu-märkischen, schlesischen und niederländischen Bauern auch pommersche Bauern das Land zu kultivieren begannen, das dann auch Friedrich der Große mit seinem Siedlungswerk für Deutschland befestigte, wir begegnen den Spuren Bismarcks, als er besonders im Kreise Flatow böse Fehler der Bauernpolitik des vorigen Jahrhunderts ausräumte und der Zerschlagung aller dieser Erfolge durch das Verbrechen von 1918 und 1919.

Entvölkerung und Abwanderung waren die Hauptgefahren für das neue deutsche Grenzland, wie wir sie im mäßigeren Umfange auch in Ostpommern erkennen und bekämpfen. Die Bevölkerungsdichte in der Grenzmark ist mit 43,8 auf den Quadratkilometer die geringste im ganzen Reich und sie steht auch noch unter dem pommerschen Durchschnitt, der sich immerhin auf 59 errechnet (Regierungsbezirk Köslin jetzt 50 und Regierungsbezirk Stettin 81). Dabei ist der Vergleich nach jenseits der Grenze besonders naheliegend, wo Polen sich seit dem Kriege durch bevölkerungspolitische und wirtschaftliche Maßnahmen jeder Art eines seiner besten Kraftgebiete an seiner ganzen Westgrenze geschaffen hat und systematisch in den Jahren nach dem großen Kriege Siedlungspolitik treibt, während bekanntlich das deutsche Element in den Teilen Westpreußens und Pommerns, die der Grenzmark gegenüberliegen und die dort seit Jahrhunderten wertvollstes Volksgut, bester Kulturboden und die Eroberer der Scholle zu produktivstem Ergebnis gewesen sind, zurückgedrängt werden.

So haben wir im neuen Teil Pommerns denkbar dünn besiedelten Grenzlandboden, dem gegenüber ein Grenzteil Polens mit wachsender Besiedlung liegt. Allein aus dieser Feststellung ergibt sich eine Fülle von Aufgaben, die im starken Verband der erweiterten Grenzprovinz Pommern, die übrigens jetzt die zweitgrößte Provinz des Reiches überhaupt ist, kräftiger Lösung entgegengeführt werden können.

Herbert Caspers.



Reichspommernbund

Versammlungskalender für Oktober 1938

Mittwoch,	5. Okt., 20.00 Uhr:	Verein heimattreuer Pommern, Halle (Versamml.)	Halle, Haus an der Moritzburg
Mittwoch,	5. Okt., 20.15 Uhr:	Pommernbund Magdeburg (Versammlung)	Magdeburg, Bergs Hotel
Mittwoch,	5. Okt., 20.00 Uhr:	Ruppiner Pommernbund, Neuruppin (Versamml.)	Neuruppin, Bernaus Hotel
Mittwoch,	5. Okt., 20.30 Uhr:	Landsmannschaft d. Pomm., Rostock (Hauptvers.)	Rostock, Mahn & Oerichs Keller
Mittwoch,	5. Okt., 20.00 Uhr:	Pommernbund Erfurt (Versammlung)	Erfurt, Stadthaus
Sonntag,	8. Okt., 20.00 Uhr:	Landsm. d. Pomm., Birkenwerder (Heimatabend)	Birkenwerder, Hauptstr. 99 (Gesellschaftshaus)
Sonntag,	8. Okt., 20.00 Uhr:	Verein der Greifswalder (Geschäftl. Sitzung)	Berlin, Rosenthaler Str. 11/12 (Rosenthaler Hof)
Sonntag,	8. Okt., 20.00 Uhr:	Verein der Neustettiner (10. Stiftungsfest)	Berlin, Am Tiergarten, Zelt 2
Sonntag,	8. Okt., 20.00 Uhr:	Landsm. d. Pomm., Potsdam (Vereinsvergügen)	Potsdam, Konzerthaus
Sonntag,	8. Okt., 20.00 Uhr:	Verein von Uckermünde u. Umg. (Herbstvergn.)	Berlin, Brunnenstraße 140 (Hanka)
Sonntag,	9. Okt., 17.00 Uhr:	Heimatverein Köslin u. Umg. (Heimatabend)	Berlin, Ohmstr. 2 (Berliner Klubhaus)
Montag,	10. Okt., 20.00 Uhr:	Pommernbund zur Förderung heimatlicher Kunst und Art (Heimatabend)	Berlin, Friedenauer Ratskeller
Montag,	10. Okt., 20.00 Uhr:	Pommernbund Naumburg (Versammlung)	Naumburg, Eiserner Wenzel
Mittwoch,	12. Okt., 20.00 Uhr:	Verein der Bütower (Versammlung)	Berlin-Charlottenburg, Berliner Straße 61
Mittwoch,	12. Okt., 20.00 Uhr:	Heimatverein der Draburger (Heimatabend)	Berlin, Sophien-Festsäle
Mittwoch,	12. Okt., 20.00 Uhr:	Verein ehem. Fiddichower (Versammlung)	Berlin, Brunnenstraße 140 (Hanka)
Mittwoch,	12. Okt., 20.00 Uhr:	Landsm. der Pommern, Berlin (Heimatabend)	Berlin, Luckauer Straße 15 (Deutscher Hof)
Sonntag,	15. Okt., 20.00 Uhr:	Verein der Pommern, Kiel-Saarden (Versamml.)	Kiel-Saarden, Kleinkes Rest., Kirchenweg 16
Sonntag,	15. Okt., 20.00 Uhr:	Verein der Pommern, Neumünster (Versamml.)	Neumünster, Hotel „Raiserecke“
Sonntag,	15. Okt., 20.00 Uhr:	Verein der Nipperwiefer (Heimatabend)	Berlin, Habsburgerstraße 1 (Klause)
Sonntag,	15. Okt., 20.00 Uhr:	Pommernbund Südost vorm. Fiddichow-Marwitzer (30. Stiftungsfest)	Berlin, Brückenstraße 2 (Vogels Festsäle)

Liebe Landsleute!

Ich habe Euch die traurige Mitteilung zu machen, daß am 16. September unser Heimatdichter Ldsm. Paul Bendlin im Alter von 73 Jahren verstorben ist. Ldsm. Bendlin ist am 4. März 1865 in Tempelburg geboren. Wir verdanken ihm eine kurzgefaßte, volkstümliche „Pommersche Landes- und Kulturgeschichte für Schule und Haus“, „Balladen aus Pommerns Vergangenheit“ und eine historische Vision „Geisternacht bei Vineta“. Auch um den Zusammenschluß der Pommern in Berlin hat sich der Verstorbene große Verdienste erworben. Er ist der Mitgründer des „Pommernbundes zur Förderung heimatlicher Kunst und Art“ und der Dichter unseres vielgesungenen „Pommernliedes“, dem Hermann Wurl eine eigene Melodie gegeben hat. Am 21. September haben wir ihn in Berlin zu Grabe getragen.

Fast zur selben Stunde wurde in Treptow a. d. Toll. unser lieber Landsmann Wilhelm Henschel beerdigt, der nach einem langen, schweren Herzleiden am 18. September im Alter von 64 Jahren verschieden ist. Er war eine Zeitlang unser Schriftführer, und jedermann weiß, wie große Verdienste er um unsere Berliner Heimatarbeit, insonderheit aber um die plattdeutsche Sache hat. Er war Ehrenmitglied vieler Landsmannschaften - ein treuer, seelenguter Mann, der sich den Vereinen immer wieder mit seiner Vortragsgabe und auch eigenen literarischen Schöpfungen zur Verfügung stellte. Er veröffentlichte „Sammelholz ut min plattdütsch' Heimat“ und „Knuppen ut Wisch un Busch“.

Der RWB. wird das Andenken dieser beiden Landsleute immer in hohen Ehren halten.
Walter Schröder.

Sau Groß-Berlin/Brandenburg

Landsmannschaft der Pommern in Birkenwerder. Unser in Form eines Strandfestes im kleineren Kreise der Mitglieder und Gäste abgehaltene Heimatabend vom 3. September war recht gut besucht. Entsprechende Saalaus schmückung, gute Musik und eine humoristische, vom Vereinsleiter und Frau und Frä. Göriz vorgetragene Revue schafften die harmonische Stimmung zu einem recht gemütlichen Beisammensein. Als förderndes Mitglied meldete sich der Ehemann unserer Ldsm. Over an. Am 1. Oktober feiern die Schlesier ihr Rittmissest. Es wird gebeten, sich zahlreich daran zu beteiligen. - Nächster Heimatabend am 8. Oktober.

Ruppiner Pommernbund in Neuruppin. Am 6. September fand die September-Versammlung bei Bernau statt. Der zweite Vorsitz, Ldsm. Reuter, eröffnete sie mit geschäftlichen Mitteilungen. Dann unterhielt wie immer der Pressedienst des Reichspommernbundes mit seinen reichhaltigen und vielseitigen Heimatberichten die Landsleute aufs Beste. Der Termin des Stiftungsfestes ist der 12. November. Nach einer Besprechung der letzten Veranstaltungen erzählten mehrere Landsleute ihre Eindrücke und Erlebnisse von Ferienreisen in die Heimat, die lebhaftes Interesse fanden. In üblicher Weise beschloß Führer- und Vaterlandsehrung die Versammlung.

Landsmannschaft der Pommern in Potsdam. Am Sonntag, dem 19. September, fand sich unsere Landsmannschaft im Vereinslokal „Zum Obelisk“ zusammen. Heimatlieder und Vorträge sorgten für Abwechslung. - Am Sonnabend, dem 8. Oktober, findet ein Vereinsvergnügen im kleinen Saal des Konzerthauses statt. Alle Mitglieder sind mit Angehörigen und Freunde dazu herzlichst eingeladen.

Verein der Bütower in Berlin. Das für den 5. November angeetzte Stiftungsfest wurde eingehend besprochen. Der Vorsitzende forderte alle Mitglieder auf, ihr Bestes zum guten Gelingen zu tun. Es liegen zwei Einladungen vor. Es feiert der Verein der Neustettiner am 8. Oktober in Zelt 2 sein 10. Stiftungsfest, und der Pommernbund Südoft sein 30. Stiftungsfest am 15. Oktober in „Vogels Festfälen“. Der Verein beschloß an beiden Veranstaltungen mit Fahne teilzunehmen. Ldsm. Rektor Mesek, der als Gast erschienen war, hielt einen längeren Vortrag über das Werden und Entstehen des Stadt- und Landkreises Bütow, hauptsächlich über Häuserbau und deren Verbesserung im Zeitraum mehrerer Jahrhunderte. Wie

und wo das Buch zu beziehen ist, in dem alles in Wort und Bild erscheint, werden wir später bekanntgeben. - Nächste Sitzung am 12. Oktober.

Heimatverein Dramburg zu Berlin. In Vertretung des Vereinsführers leitete Ldsm. Erwin Draeger den September-Heimatabend. Als Gast aus der Heimat konnte er den Gründer des Vereins, Ldsm. Ernst Krause, begrüßen, ebenso hieß er die Landsleute Zietlow, Zingler und Pfeifer als neue Mitglieder herzlich willkommen. An Stelle des Ausflugs am 25. September wurde aus der Versammlung ein Kaffeekränzchen im Vereinslokal in Vorschlag gebracht. Näheres hierüber wird noch bekanntgegeben. Dann unterhielt Ldsm. Max Draeger die Anwesenden durch Vorführung eigener Schmalfilmaufnahmen. - Der nächste Heimatabend findet am 12. Oktober statt.

Verein ehem. Fiddichower zu Berlin. Nachdem die Damen unseres Vereins einer Einladung der Perilschule Folge leisteten und unsere Mondscheinfahrt einen schönen Verlauf genommen hatte, fand am 14. September unsere erste Sitzung nach den Vereinsferien statt, welche leider nur schwach besucht war. Die Versammlung leitete wegen schwerer Erkrankung unseres Vereinsführers Ldsm. Otto Schröder, Ldsm. R. Fischer. Er brachte den Wunsch zum Ausdruck, daß Ldsm. Schröder bald genesen möge. - Die nächste Sitzung wurde zum 12. Oktober anberaumt.

Der Verein der Greifswalder zu Berlin veranstaltete wie alljährlich seinen ersten Kaffee-Ausflug am Sonntag, dem 21. Juli nach dem Gesellschaftsgarten in Ahlenhorst bei Köpenik. Bei schönstem Sonnenschein hatten sich an hundert Teilnehmer eingefunden. - Unser zweites Kaffeekochen fand am Sonntag, dem 22. August, im Restaurant und Konzertgarten „Zur Strauchwiese“ in Pankow-Heinersdorf statt. Trotz des Regenwetters verlief diese Veranstaltung sehr harmonisch und nett, auch alte ehemalige Mitglieder und Landsleute hatten sich wieder eingefunden. Am Sonnabend, dem 3. September, fand im Vereinslokal „Rosenthaler Hof“ ein gemütlicher landsmännischer Abend bei gutem Besuch statt. Ldsm. Rektor Wilhelm Schröder, der Vereinsleiter des „Plattdeutschen Vereins“ in Pankow hatte auf Einladung sich eingefunden und mit plattdeutschen pommerschen Vorträgen den Abend gemütlich gestaltet. Unser 36. Stiftungsfest findet am Sonnabend, dem 26. November, im großen Saal unseres Vereinslokals statt. - Nächste geschäftliche Sitzung mit anschließendem gemütlichen Abend am Sonnabend, dem 8. Oktober, im Vereinslokal „Rosenthaler Hof“, Rosenthaler Straße 11-12.

Heimatverein Köslin und Umg. in Berlin. Auf dem Heimatabend am 11. September begrüßte Ldsm. Klein die Mitglieder und Gäste mit einer Ansprache, in der er des Führers gedachte und hauptsächlich auf den Parteitag in Nürnberg hinwies. Hierauf mußte die Besetzung zweier Beiratsposten vorgenommen werden. Das Amt des Kassierers, das Ldsm. Grooke wegen geschäftlicher Überbürdung aufgab, wurde Ldsm. Barz übertragen, und für das Amt des Schriftwerts, das bisher für den erkrankten Ldsm. Alfr. Briesch von Ldsm. Frä. Geyssler versehen worden war, wurde der schon zum Beirat gehörige Ldsm. Sonnenburg bestimmt. Da die Tagesordnung nichts Besonderes mehr aufwies, kam es unter „Verschiedenem“ zu kurzen Aussprachen. Mehrere Landsleute sprachen über ihre diesjährigen Ferienerlebnisse in der Heimat, die mit größtem Interesse angehört wurden. Zwischendurch wurden die drei Pommernlieder gesungen. - 1. Oktober Beiratsitzung bei Briesch, Heidestr. 46. Das Erscheinen sämtlicher Beiratsmitglieder wird gewünscht. - 9. Oktober Heimatabend mit Tanz im Berliner Klubhaus, Ohmstr. 2, wozu unsere Mitglieder mit vielen Gästen erwartet werden.

Verein der Nipperwiefer in Berlin. Auf dem Heimatabend am Sonnabend, dem 10. September, konnte der Vorsitz verschiedene sonst selten erscheinende Mitglieder begrüßen. Am seltenen Tag beging Ldsm. Frä. Angres und Gattin das Fest der Silberhochzeit, gleichzeitig hatte die jüngste Tochter ihren Hochzeitstag. Hierzu überbrachte der Vorsitz persönlich die Glückwünsche des Vereins und überreichte ein Geschenk. Ein Gruß und Paket mit Stärkungsmitteln wurde an Ldsm. Frau Behrend, z. Z. Krankenhaus Königsberg (Um.), gesandt. Auch hat der Vorsitz den erkrankten Ldsm. Adolf Rosen-

feldt im Sanatorium besucht. Ldsm. August Utecht trug Interessantes zur Heimatkunde vor. Zum 30. Stiftungsfest des Pommernbundes Südost wird der Verein eine Fahnenabordnung entsenden. Da über Stiftungsfest, Neunaugen- bzw. Eisbeinessen Anordnungen getroffen werden müssen, ist das Erscheinen sämtlicher Mitglieder zum nächsten Heimatabend am Sonnabend, dem 15. Oktober, 8 Uhr abends, im Vereinslokal, Habsburger Str. 1, unbedingt erforderlich. Anschriften an den Verein sind nur an den Vorführer Ldsm. Wilhelm Karge, Berlin-Neukölln, Pannierstr. 25, zu richten.

Pommernbund Südost vormals Fiddichow-Marwitzer. Laut Beschluß der Hauptversammlung führt der Verein vom 1. Oktober 1938 ab den Namen Pommernbund Südost vormals Fiddichow-Marwitzer zu Berlin, gegründet 1908. Die Vorarbeiten zu unserm 30. Stiftungsfest sind in vollem Gange, und wir hoffen, alle Bundesvereine und recht viele Landsleute auf dem Fest begrüßen zu können. Karten zu 0,75 RM. sind noch beim Kassierer Ldsm. Ruhfeld, Ritterstraße 20, zu haben. Unsere Ldsm. Frau Horn ist nach der Heimat, nach Lindow bei Fiddichow, verzogen. Wir grüßen sie und hoffen, daß sie auch weiterhin dem Verein die Treue hält. - Die nächste Sitzung findet am Sonnabend, dem 5. November, im Vereinslokal bei Ldsm. Kumlser statt.

Verein von Uckermünde in Berlin. Unsere Oktoberfeier fällt aus, dafür findet am 8. Oktober ein Herbstvergnügen statt. Der Eintrittspreis beträgt 60 Pfennige. Wir bitten unsere Mitglieder um vollzähliges Erscheinen mit Angehörigen und Gästen.

Pommernbund zur Förderung heimatlicher Kunst und Art. Der am 12. September im Friedenauer Ratskeller stattgehabte Heimatabend war vornehmlich dem Gedenken unseres Landsmannes Professor Ernst Taubert aus Anlaß seines 100. Geburtstages gewidmet. Taubert war unser Ehrenmitglied, war im Verein oftmals tätig und verstarb im 96. Lebensjahre. Ldsm. Müller, Steglitz, gab einen Überblick über sein Leben und Wirken als feinsinniger Tonkünstler und bedeutender Musikkritiker. Prof. Ed. Behm (Klavier) und Frau Prof. Dora Wittekindt (Gesang) brachten Konzertstücke und Lieder von Ernst Taubert zum Vortrag. Der Heimatabend war interessant, und reicher Beifall lohnte den Vortragenden. - Der nächste Heimatabend ist am 10. Oktober, 8 Uhr, im Friedenauer Ratskeller, und dem Gedenken unseres großen Landsmanns Nettelbeck gewidmet. Die Hauptvortragenden werden die Landsleute Justizrat Eschenbach und Noffke sein, die musikalische Umrahmung liegt in den Händen von Ldsm. Oberstudiendirektor Hartmann. - Die nächstfolgenden Heimatabende sind am 10. November und 12. Dezember, der nächste Vorstandsabend ist am 12. Oktober.

Die Damen treffen sich am 4. Oktober, 4 Uhr, im Teerraum Wertheim in der Bellevuestraße.

Landsmannschaft der Pommern in Berlin. Unter der Schirmherrschaft des Landesdirektors unserer Heimatprovinz, Pg. Robert Schulz, Stettin, trafen sich am Mittwoch, dem 7. September, im Hotel „Deutscher Hof“ eine Anzahl heimattreuer Pommern und gründeten auf Anregung des Vorsitzenden des Reichspommernbundes, Lic. Walter Schröder, der auch den Vorsitz übernahm, die „Landsmannschaft der Pommern in Berlin“. Nach herzlichen Begrüßungsworten - in Vertretung des Landesdirektors wohnte Pg. von Gottberg als heimatlicher Kulturpfleger der Gründungsversammlung bei - wies Ldsm. Schröder auf die große Bedeutung der heimatverbundenen Arbeit in der Reichshauptstadt hin und machte dann programmatische Ausführungen, die unter dem Motto „Heimat und Volkstum“ standen. Daß die Worte des Vortragenden auf fruchtbaren Boden fielen, geht schon daraus hervor, daß die Versammlungsteilnehmer geschlossen ihren Beitritt erklärten. Auch schriftliche Anmeldungen von Landsleuten, die am Erscheinen verhindert waren, kamen zur Verlesung. Der Vorsitzende dankte für die große Anteilnahme, betonte, daß es sich bei der Neugründung in erster Linie um eine festgefügte Landsmannschaft mit kulturellen Bestrebungen handelt, die gewillt sei, Heimatarbeit im besten Sinne des Wortes zu leisten, und hielt dann einen mit großem Beifall aufgenommenen Vortrag über die niederdeutsche Bewegung. Im Mittelpunkt seiner plattdeutschen Ausführungen stand der Heimatdichter Otto Graunke, der abschließend das Wort selbst ergriff, über seine Reise nach Schwelbein berichtete

und ein plattdeutsches Gedicht „Mien Pommernland“ vortrug. Zum Schluß dankte Ldsm. Weyer namens aller Anwesenden für den schönen, vorbildlichen Heimatabend. - Die nächste Versammlung findet am Mittwoch, dem 12. Oktober, wieder im „Deutschen Hof“ statt. Im Mittelpunkt steht ein Lichtbildervortrag über unsere Heimat.

Gau Mitteldeutschland

Verein heimattreuer Pommern in Halle. Die Monatsversammlung am 7. September war von 49 Mitgliedern und Gästen besucht. Der Vorsitzende beglückwünschte zunächst unsern Ehrenvorsitzenden, Ldsm. Dr. Klindt, der in Anerkennung seiner Verdienste um unsere Heimat, um die Gründung und Förderung der Heimatvereine und als Gründer des Reichspommernbundes von diesem zu seinem Ehrenmitglied ernannt wurde. Eine künstlerisch hergestellte Ehrenurkunde wurde Ldsm. Dr. Klindt überreicht. Ldsm. Berckling erzählte sehr anschaulich von einer Rundfahrt durch Stettin, von dem Ausbau und den Veränderungen der Stadt in den letzten Jahren. Am 18. September wurde das Museum für Mitteldeutsche Erdgeschichte - Geisaltalsammlung - besucht. - Die nächste Monatsversammlung findet am 5. Oktober, 20 Uhr, im Haus an der Moritzburg - Tempelsaal - statt. Register Besuch ist erwünscht.

Pommernbund Magdeburg. Die September-Versammlung verlief anregend. Es ist das in erster Linie Ldsm. Köhl zu danken, der über den geplanten Werbeabend sprach. Beschlossen wurde, an den Stiftungsfesten der Ost- und Westpreußen und der Altmarkter mit einer Fahnenabordnung und womöglich auch mit der Trachtengruppe teilzunehmen. Beglückwünscht wurden Landsmännin Schulze zur Hochzeit ihres Sohnes und unser langjähriger Kassierer Paul Hinz zur Hochzeit seiner Tochter.

Gau Nordwestdeutschland

Verein der Pommern in Kiel-Gaarden. Am 17. September feierten wir unser 31. Stiftungsfest im Holsteinischen Hof bei Ldsm. Dornstedt. Das Fest war sehr gut besucht und nahm einen harmonischen Verlauf. Die Brudervereine von Kiel und Ellerbeck waren mit ihren Fahnen vertreten. Auch der 82jährige Ldsm. Maß vom Rendsburger Bruderverein ließ es sich nicht nehmen, mit seiner Gattin an unserm Fest teilzunehmen. 7 Mitglieder konnten für 25jährige und 4 für 10jährige Mitgliedschaft ausgezeichnet werden. In Vertretung des auf Urlaub befindlichen 1. Vorsitzenden nahm Ldsm. G. Müller die Ehrung vor und begrüßte gleichzeitig alle Landsleute und Gäste aufs herzlichste. - Nächste Versammlung mit gemütlichem Beisammensein am 15. Oktober im Vereinslokal.

Verein der Pommern zu Neumünster. In Verhinderung des ersten Vorsitzenden leitete Ldsm. Dr. Waldmann unsere letzte Versammlung. Mit einer ehrenden Ansprache gedachte er des verstorbenen Mitbegründers des Vereins, Ldsm. Straß. Der diesjährige Heimatabend soll am 5. November in der Reichshalle stattfinden. Für Vorträge und geeignete Vorführungen tragen die Mitglieder selbst Sorge. Der Eintrittspreis soll niedrig gehalten werden. Der Vorsitzende schilderte sodann die Eindrücke von seiner letzten Reise nach Süddeutschland; er las zum Schluß auch noch einige humorvolle plattdeutsche Geschichten vor. Tanz und fröhliche Unterhaltung beschlossen den schönen Abend. - Nächste Versammlung am 15. Oktober.

Landsmannschaft der Pommern in Rostock. Am Sonntag, dem 4. September, hatten sich die Landsleute mit ihren Angehörigen zu einem gemeinschaftlichen Speckerbsenessen bei Ldsm. Zeitel im Poggenkrug bei Rostock versammelt. Der Nachmittag brachte die verschiedensten Belustigungen für jung und alt. Einige Landsleute konnten mit einem ansehnlichen Preise nach Hause gehen, den sie in ehrlichem Wettbewerb beim Preischießen oder Preisegeln erstanden hatten. Ldsm. Zeitel hatte für gute Unterhaltungsmusik gesorgt, die es verstand, die Landsleute bis in die späten Abendstunden in froher Stimmung beisammenzuhalten. - Unser diesjähriges Pokal- und Königsschießen findet am 16. Oktober nachmittags bei Ldsm. Pagenkopf auf M.- u. O.-Keller statt; es folgt am Abend ein gemütliches Beisammensein im Pommernzimmer. - Unsere nächste Vierteljahres-Hauptversammlung findet am Mittwoch, dem 5. Oktober, um 20.30 Uhr, im M.- u. O.-Keller statt.

BÜCHER

Wie „sie“ es sehen. Erlebtes und Erlauchtes unter Hunden, von Emma Henn-Schmuttermaier, Verlag Gotthard Peschko, Darmstadt; Preis 3 RM. — Es gibt viele Tierbücher, und gerade in letzter Zeit ist manches über das, was da freucht und fleucht, geschrieben worden. Das vorliegende Hundebuch aber darf unter allen einen besonderen Platz einnehmen, denn hier offenbart sich das Wesen, man kann schon sagen: das Herz unserer vierbeinigen Freunde in einer gewinnend-n, Verständnis weckenden und dabei unterhaltamen Form. Man lese diese Hundebriefe, die so feinsinnig in die Welt des Tieres einführen, die nachdenklich stimmen und die schließlich die Welt der Menschen aus einer anderen Perspektive schauen! Was hier der Peter den Wastl, der Wastl dem Peter schreibt, was der Sanitäts-hund Greif von den Fronten mitteilt, bis er auf dem Felde der Ehre bleibt: das ist so spannend in seiner Art, daß man das Buch gern des öfteren zur Hand nehmen wird.

Der Untergang eines Kaiserreiches. Von Meriel Buchanan, Nibelungen-Verlag, Berlin. Preis 7,50 RM. — Dieses Buch erschien 1932 in England, wo es berechtigtes Aufsehen erregte, da hier die Tochter des Britischen Botschafters in Petersburg ein getreues Bild von dem Rußland der Vorkriegszeit bis zum bolschewistischen Umsturz

gibt. Es ist zunächst gleichsam eine Ehrenrettung ihres Vaters, dem von den verschiedensten Seiten vorgeworfen wurde, mitschuldig zu sein am Tode der Zarenfamilie; es ist weiterhin ein tiefgründiger Bericht vom Glanz und sorglosen Leben am russischen Hofe, der unbewußt und doch selbstverschuldet dem Untergang entgegen steuerte; es ist endlich ein Bild des bolschewistischen Umsturzes selbst, wie es unmittelbarer kaum gezeichnet werden kann. Wer dieses Buch zur Hand nimmt, und es müßten viele sein, dem wird eine Zeit verständiglich werden, die bis auf den heutigen Tag sich auswirkt: die Vorgeschichte und den Beginn der bolschewistischen Revolution in Rußland.

Handbuch des Segelfliegers. Herausgegeben von Wolf Hirth, Francksche Verlagshandlung, Stuttgart, Preis 8,50 RM. — Dieses mit über 150 Bildern ausgestattete Buch, das zum erstenmal ein umfassendes und dabei leicht verständliches Bild von allen Gebieten des Segelflugs gibt, füllt eine große Lücke in der einschlägigen, bestimmt nicht bescheidenen Literatur vorteilhaft aus. Wenn sich hier unter Wolf Hirth bekannte Segelflieger und Fachleute zusammengetan haben, ein grundlegendes Handbuch sowohl für den Anfänger als auch für den Fortgeschrittenen zu schreiben: dann darf von vornherein die Gewähr für seine Notwendigkeit und seinen sicheren Aufbau gegeben sein. Es ist in allem aus der praktischen Tätigkeit heraus entstanden, und in seiner klaren Zielsetzung wird es jedem Segelflieger (und denen, die es werden wollen) von größtem Nutzen, ja unentbehrlich sein. Ein Schrittmacher für den Segelflug, wie er zur Zeit besser nicht gedacht werden kann!

RÄTSEL

Spiralrätsel

37	38	39	40	41	42	43
36	17	18	19	20	21	44
35	16	5	6	7	22	45
34	15	4	1	8	23	46
33	14	3	2	9	24	47
32	13	12	11	10	25	48
31	30	29	28	27	26	49

1.—3. chem. Heilmittel, 3.—5. Kirche, 5.—7. Monat, 7.—10. Götzenbild, 10.—13. Pökelbrühe, 13.—17. Verordnung, 17.—21. Hautfarbe, 21.—26. Lobgesang, 26.—31. Handwerker, 31.—37. Ort bei Wietstock, 37.—43. Raumüberbrückende Erfindung, 43.—49. Stadt in Pommern.

Evangelisches Vereinshaus-Hospiz STETTIN - Elisabethstr. 53
Fernruf 32046

Einem Teil unserer heutigen Auflage ist ein Werbeblatt der Staatsl. Lotterie-Einnahme Geist, Stettin 17, Grüne Schanze Nr. 14 beigelegt.

Silbenrätsel

a — a — burg — hat — fer — frei — ger — gro — hal
— heim — forb — ma — ma — markt — nau — nen — o —
on — or — ri — schen — sel — son — ta — tau — te — ti — we.

Aus obigen Silben sind 12 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, von oben nach unten gelesen, ein Sprichwort ergeben.

1. Stadt am Niederrhein, 2. Hauptschlagader, 3. Insekten fressende Pflanze, 4. Haushaltsgegenstand, 5. Edelstein, 6. Herzheilbad in Hessen, 7. Unterhaltungsspiel, 8. Sternbild, 9. Stadt im Breisgau, 10. musikalisches Zeichen, 11. Raubtier, 12. alte deutsche Münze.

Auflösungen aus dem Septemberheft

Spiralrätsel

1—2 Mi, 2—3 Ja, 3—5 Mi, 5—7 Tor, 7—10 real, 10—13 Lama, 13—17 Achat, 17—21 Talar, 21—26 Remise, 26—31 Eduard, 31—37 Dessert, 37—43 Tochter, 43—49 Rotlauf.

Spiralrätsel

Lösung: Heide, Lachs, Wild, Hirse = Widerschall.

Schlamm

(Sicht — Wicht)

Silbenrätsel

1. Dubberwort, 2. Elli, 3. Malchin, 4. Modus, 5. Fershöft, 6. Newa, 7. Pommer, 8. Aufzug, 9. Stoltera, 10. Eider, 11. Waffenstillstand, 12. Aeronautik, 13. Lemgo, 14. Königsstuhl, 15. Satrub, 16. Tollense, 17. Erker, 18. Turmberg = Demmin, Pasewalk, Stettin, Stargard, Kolberg.

Haupt- und Verlagsleiter und verantwortlich für Text und Bild: Odo Ritter, Stettin. — Sprechstunden der Schriftleitung: Täglich, außer Sonnabend, — von 11 bis 12 Uhr. — Verantwortlich für den Anzeigenteil: Gerhard Haniß, Stettin. — D. M. Vj. 1938 4483. Zur Zeit gilt Anzeigenpreisliste Nr. 10. — Druck: F. Hesse, Stettin. — Verlag: Pommerscher Zeitungsverlag G. m. b. H., Stettin, Breite Straße 51. — Fernruf 26891. — Für unverlangte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung nur gegen Rückporto. — „Das Bollwerk“ erscheint monatlich einmal. Bezugspreis vierteljährlich 1,50 RM. zuzüglich Bestellgeld. Einzelheft 60 Pf. zuzüglich Porto. Das Abonnement läuft weiter, falls bis jeweils 30 Tage vor Quartalschluß keine Abbestellung erfolgt.



Technik - Forderung der Nation

Fünf Jahre Aufbau — Fünf Jahre Arbeit

Der deutschen Technik unter besonderer Berücksichtigung der technischen Möglichkeiten in Pommern, neue Wege zu bereiten, die technischen Planungen Pommerns zu propagieren, das sind die Aufgaben der Monatszeitschrift

„Die Technik in Pommern“

Herausgeber: Gauamt für Technik — Probenummern erhältlich durch den Pommerschen Zeitungsverlag, Abteilung Zeitschriften, Stettin, Breite Straße 51

F. Hessenland

Stettin, Große Domstr. 6-9 · Fernruf 3 03 40 u. 3 66 20

Buchdruck
 Rotationsdruck
 Offset- und Steindruck
 Großbuchbinderei
 Linieranstalt



Hessenlanddruck ist Qualitätsarbeit

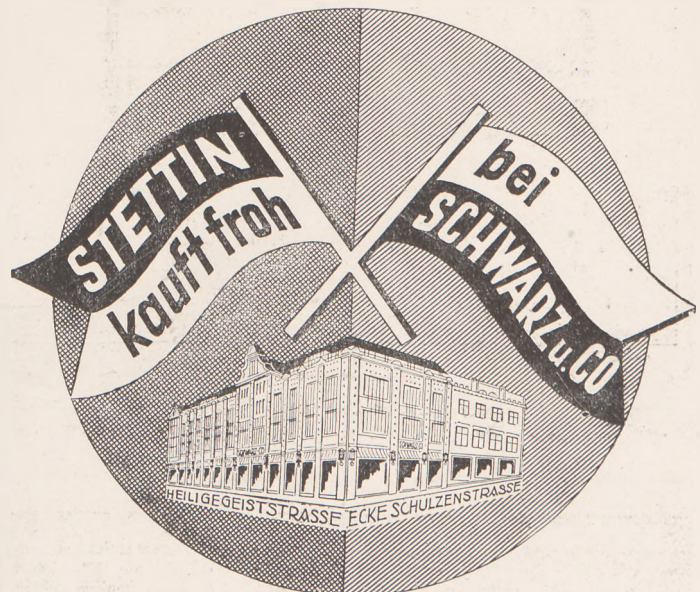
Gaststätte „Lindenhof“

Stettin

Inh. Pg. Erich Beck

Bestgelegenes Ausflugslokal nahe der Stadt. Garten mit ca. 5000 Sitzplätzen. Große und kleine Säle für Veranstaltungen aller Art

Gute Küche — gepflegte Getränke — mäßige Preise



Die niedrigen Tarife

für Gas und Strom

schaffen überall die Voraussetzung zu einer ausgiebigen Verwendung von Gas und Strom und erschließen neue Anwendungsgebiete. Jede Mehranwendung von Elektrizität und Gas führt aber zu einer betrieblichen Verbesserung, nicht zuletzt auch in wirtschaftlicher Hinsicht.

Bitte, fordern Sie unsere Fachberater an, die Ihnen ohne irgendeine Verpflichtung für Sie Vorschläge unterbreiten, wie Sie

im Haushalt

im Gewerbe und

in der Industrie

alle technischen und tariflichen Möglichkeiten am zweckmäßigsten sich zunutze machen können.

Stettiner Stadtwerke

10301